

Cahiers Pa ul-Louis Courier







V. Chirol

Die Lage in Ost-Asien.

2. Auflage.




Berlin 1897.

Verlag von Johannes Räde
(Stuhr'sche Buchhandlung).



Die

Lage in Ost-Asien

von

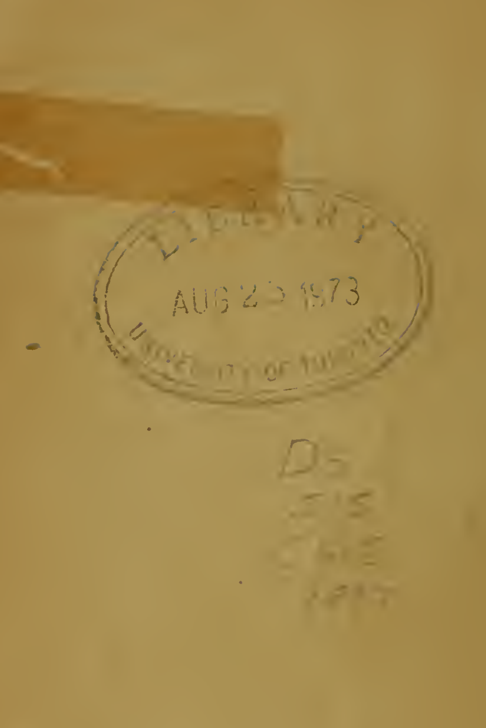
Valentine Chirol.

Zweite Auflage.

Übersetzt und eingeleitet von J. von Bojanowski.



Berlin 1897.
Johannes Räde
Stuhr'sche Buchhandlung
61 Unter den Linden 61.


LIBRARY
AUG 23 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort zur zweiten Auflage.

Vom Übersetzer des hiermit in zweiter Auflage der Öffentlichkeit übergebenen Büchleins wurde bei dessen erstem Erscheinen die Überzeugung ausgesprochen, eine so zahlreiche Beobachtungen und Winke enthaltende Arbeit könne nicht ohne Wert und Nutzen für die deutschen Interessenten sein, wenn sie auch zunächst England angehe. Der Erfolg, die jetzt vorliegende Notwendigkeit einer zweiten Ausgabe, hat diese Voraussicht gerechtfertigt, ja noch mehr, die veränderten Umstände geben gerade jetzt der Arbeit einen um vieles erhöhten Wert.

Am 30. Juli hat England den seit länger denn 30 Jahren mit Deutschland bestehenden Handelsvertrag gekündigt. Vom 1. August 1898 ab werden wir entweder einen neuen Handelsvertrag mit dem Inselreich besitzen oder wir werden uns mit ihm im Zollkriege befinden; denn letzteres ist der allein mögliche Zustand, im Fall ein Vertrag nicht zu Stande kommt. Wie immer die Dinge verlaufen werden, das unerwartet eingetretene Ereignis bedroht Deutschland mit Schaden. Es ist die offenkundige Absicht Englands bei Kündigung dieses Vertrages, die Meistbegünstigungsklausel, in welche auch alle englischen Kolonien eingeschlossen waren, loszuwerden, um sodann für englische Erzeugnisse in den eigenen Kolonien Vorzugstarife zu erreichen. Daran ist kein

Zweifel, da den ersten Anlaß zur Vertragskündigung zugestandenermaßen Kanada geboten hat, dessen Bereitwilligkeit, schon jetzt England Zoll-Nachlässe zu gewähren, dem Widerspruch Deutschlands und Belgiens begegnete, die von allen europäischen Staaten allein solche umfassenden Meistvergünstigungs-Verträge mit England besaßen. Darum mußten beide Verträge fallen, und es liegt auf der Hand, daß, wie immer neue Abmachungen lauten werden, sie nicht bessere, sondern schlechtere Verhältnisse für Deutschland schaffen werden. Die Tendenz des von England unternommenen Schrittes ist eine der deutschen Industrie feindliche! Schon lange blickt der Brite scheel auf unsere Handelserfolge. Das ursprünglich auf Schädigung der deutschen Industrie berechnete „Made in Germany“ hat sich als die Flagge erwiesen, unter der deutsches Fabrikat im britischen Weltreich Eroberungen macht. Darum mußten wirksamere Mittel angewandt werden, den bedenklichen deutschen Wettbewerb zu unterbinden. Als das wirksamste ist die engere handelspolitische Verbindung der Kolonien mit dem Mutterlande erschienen, eine scharfe Zurückdrängung der nicht-englischen Erzeugnisse. Der erste Schritt dazu ist geschehen.

Wie nun die Entwickelung weiter gehen wird, ob England nicht vielleicht die Bereitwilligkeit seiner Kolonien, ihm Vorzugstarife einzuräumen, überschätzt, ob Britisch-Ostindien, Britisch-Westindien, Australien und Kapland bei einem Export von 300 Millionen Mark nach Deutschland nicht durch solchen Schritt ihren Absatz zu beeinträchtigen fürchten werden, wie England die Klippe zu umschiffen gedenkt, mit der Ablehnung, fernerhin völkerrechtliche Verpflichtungen für seine Kolonien einzugehen, diese mittelbar als hierzu berechtigt anzuerkennen, — das kann Deutschland zwar mit Ruhe abwarten und braucht sich, im Vertrauen auf das Geschick

seiner Staatsmänner, nicht vor der Zeit mit der Lösung der Schwierigkeiten den Kopf zerbrechen. Aber festzuhalten ist und bleibt die Wahrscheinlichkeit einer dauernden Schädigung der deutschen Interessen, und darin liegt die dringende Aufforderung, ohne Verzug auf Ersatz für den unseren Exportindustrieen drohenden Verlust zu denken.

Das vorliegende Werk giebt dafür die wichtigsten Fingerzeige! Es weist nach, daß der Augenblick gekommen ist, auf Grund des Vertrages von Shimonoseki, der ein neuer Freibrief für die industriellen und kommerziellen Unternehmungen der Ausländer in China ist, dem Absatz nach China einen voraussichtlich alle Erwartungen übersteigenden Aufschwung zu geben. Das Buch führt ferner, auf Grund eingehendster Beobachtungen und kühlster Beurteilung der Verhältnisse, den Beweis, daß die Stunde geschlagen hat, wo China sich dem fremden Handel und der Industrie nach westlichen Mustern erschließen muß, so widerstrebend seine Staatsmänner auch an's Werk gehen. Der Verfasser warnt davor, sich von der thörichten Sorge, die Chinesen klug zu machen, zurückhalten zu lassen, europäische Industrie im Reich der Mitte einzuführen, und er erläutert an der Hand der mit Japan im letzten Jahrzehnt gemachten Erfahrungen, wie allen Voraussetzungen entgegen, und trotzdem Japan sich eine beachtenswerte Industrie geschaffen, der Handelsverkehr mit diesem Lande sich unausgesetzt gesteigert habe. Wieviel sicherer ist diese Aussicht bei einem Lande, wie China, dessen Bodenreichtum ungleich größer ist als der Japans und nur der Erschließung durch moderne Verkehrswege harrt!

Es kann den meisten Schlußfolgerungen des Buches das Zugeständnis der Richtigkeit nicht versagt werden, wären sie auch nur die Ergebnisse gesunder Logik und nicht zugleich durch in Zahlen gekleidete Thatsachen erhärtet. Um so

dringender ist der Wunsch, daß sie in Deutschland nicht
hallen mögen, ohne zu thatkräftiger Ergreifung des geeign
Moments aufgerufen zu haben. Vom Widersacher zu ler
ist eine uralte Kernforderung, und wenn etwas in die
Buche hierzu besonders einladet, so ist es die ersichtl
Genugthuung des englischen Verfassers, mit einiger Ü
treibung konstatieren zu können, wie in dem deutsch-russi
französischen Konzert, das zur China freundlichen Austrag
des Streites mit Japan geführt hat, Deutschland bis
keinen Nutzen gehabt hat, während die beiden andern T
nehmer reichen Lohn genommen haben. Daß der Verfa
nicht Recht behalte und Deutschland sein legitimer An
an der Erschließung des Reichs der Mitte nicht vorenthal
bleibe, wird nicht allein Sorge einer geschickten und w
schauenden Diplomatie, sondern auch Sache des deutsch
Unternehmungsgeistes sein müssen. Hierzu anzuregen h
das vorliegende Buch durch seine zwingende Beweisführu

Seit Anfang März dieses Jahres weilt, von der Regieru
im Verein mit den Handelskammern entsandt, eine aus h
vorragenden Fabrikanten und Technikern bestehende deutsc
Handelskommission zum Studium der kommerziellen u
industriellen Verhältnisse von China und Japan in Ostasi
Sie wird auf ihre wichtige Arbeit länger, denn ein Ja
verwenden. Hoffentlich entwickelt sich aus diesem Auftr
als dauernde Einrichtung die Anstellung von Handels-Attach
bei unsern Botschaften. Daß unsere für das Wohl d
Vaterlandes im fernen Osten thätigen Landsleute den Bod
für ihre Ratschläge wohl vorbereitet finden, dazu soll au
die vorliegende erneute Auflage des Chirol'schen Buch
beitragen.

Inhalt.





Erstes Kapitel.

Die Stellung Englands vor und nach dem chinesisch-japanischen Kriege.

„Bisher haben wir es nur mit einer orientalischen Frage zu thun gehabt, die wir stets zu beschwichtigen bemüht waren, weil unser Vorstellungsvermögen ihr nicht zu genügen schien. Seit kurzem ist aber eine Frage des ferneren Orients hinzugekommen, die, obwohl noch im Dunkel der Zukunft, doch, wie ich fürchte, sich unendlich viel ernster gestalten dürfte, als die Frage, die uns bisher beschäftigt hat."

Der einzige anfechtbare Punkt dieses staatsmännischen Ausspruchs des früheren englischen Premierministers Lord Rosebery ist der, daß er die Notwendigkeit, mit einer Krisis in Ostasien rechnen zu müssen, in eine ferne Zukunft zu verlegen scheint, während schon damals den Interessen der Politik und des Handels Großbritanniens die bedeutungsvollsten Veränderungen bevorstanden. Der Blick des Premierministers ist jedoch nur während kurzer Zeit getrübt worden, durch das Gefühl der Erleichterung, das er

begreiflicherweise bei dem Abschluß der Feindseligkeiten zwischen China und Japan empfand, und die ominösen Umstände, unter denen die endgültige Wiederherstellung des Friedens erfolgte, konnten ihm nicht entgehen. Noch ehe er von seinem Posten zurücktrat, waren in Peking Ereignisse vorgefallen, die ihn überzeugt haben müssen, daß die endgültige Ratifikation des Vertrages von Shimonoseki nur ein neues Problem von unendlich viel größeren Schwierigkeiten aufstellt, das, wenn es gelöst werden soll, ohne den rechtmäßigen Einfluß Großbritanniens zu gefährden, die augenblickliche Anspannung der besten Kräfte englischer Staatskunst und Diplomatie erfordert.

England hat bis vor Jahresfrist, fast unangefochten, in Ostasien die Oberherrschaft geführt, und zwar während eines Zeitraumes von mehr als einem halben Jahrhundert, nämlich seitdem es durch Waffengewalt die starke Mauer chinesischer Abschließung zum ersten Male niederwarf. Großbritanniens Prestige als mächtiges asiatisches Reich, die bedeutenden strategischen Stellungen, die es in Singapore und Hongkong innehat, das ständige Unterhalten einer achtunggebietenden Seemacht in den chinesischen Gewässern, das erdrückende Übergewicht seiner Handelsflagge, die Ausdehnung seiner merkantilen Interessen — von deren Umfang einige vierzig Millionen Pfund Sterling als jährlicher Umsatz in Ein- und Ausfuhrhandel nur annähernd einen Begriff geben können — der unvergleichliche Wohlstand britischer Niederlassungen in den chinesischen und japanischen Vertragshäfen, endlich die allgemeine Verbreitung der englischen Sprache, als der „lingua franca“ des Ostens — alles vereinigte sich, um Großbritannien den größten Einfluß in jenen Ländern zu verschaffen, einen Einfluß, den die beiden führenden Mächte Ostasiens nicht mehr zu leugnen

vermochten und der auch von den Großmächten in Europa stillschweigend anerkannt wurde.

Während des folgenden Jahres veränderte sich die Lage vollständig. Trotz der dringenden Warnungen Großbritanniens hatten China und Japan sich auf einen durchaus nicht unabwendbaren, blutigen Kampf eingelassen, und die Grundlage unserer Politik in Asien, die seit einiger Zeit hauptsächlich auf dem Glauben an die latenten Kräfte Chinas als kriegführende Macht fußte, wurde heftig erschüttert. Japan andererseits, dessen nationale Entwickelung man sich in England nicht vollständig vergegenwärtigte, konnte jetzt siegreich sein Recht behaupten, unter den Land- und Seemächten der ganzen Welt eine achtungswerte Stellung einzunehmen. Die Vorschläge, die England während der Anfangsstadien des Krieges machte, um den Fortgang der Feindseligkeiten aufzuhalten, wurden von den europäischen Mächten, die es zur Mitwirkung aufforderte, zurückgewiesen, während durch die Flottenmacht, die sie allmählich in dem Gelben Meer ansammelte, das Uebergewicht der Seemacht zu unseren Ungunsten verschoben wurde, in Gewässern, in denen wir bisher unangefochten geherrscht hatten. Als dann endlich die beiden Gegner Friedensbedingungen aufstellten, die die merkantilen und politischen Interessen Englands sehr nahe berührten, wenn auch nicht effektiv schädigten, trat England scheinbar unbekümmert zurück, während Rußland, Frankreich und Deutschland in seine Stelle als „arbiter gentium“ in Ostasien einrückten.

China rechnete vertrauensselig auf britische Unterstützung — vielleicht gerade deshalb, weil es sich nur wenig Mühe gegeben hatte, sie zu verdienen — und als diese Unterstützung im kritischen Augenblick versagte, da empfanden die Chinesen mit verstärkter Bitterkeit, daß, wie

1*

sie es auszudrücken beliebten, England sie zur Stunde der Not verlassen habe; sie beeilten sich, hauptsächlich auf unsere Kosten, Anderen für die unerwartete Hilfe ihre Erkenntlichkeit in ungewohntem Maße zu beweisen. Die seit kaum einem Jahre bestehende Convention mit England wurde öffentlich vergewaltigt, denn unter französischem Druck überließen die Chinesen Frankreich Gebiete, die wir ihnen unter der speziellen Bedingung übertragen hatten, sie ohne unsere Zustimmung keiner anderen Macht abzutreten. Rußland gegenüber gab China seine finanzielle Unabhängigkeit auf, indem es Bedingungen unterschrieb, deren Wert bis jetzt nur an der diktatorischen Art gemessen werden kann, mit der ihre Annahme erzwungen wurde. Ob das schwere Entgelt, das Frankreich und Rußland schon für die Dienstleistungen des asiatischen Dreibundes verlangt haben, genügen wird, um China die Wertschätzung der weniger eigennützigen Freundschaft zu lehren, der es den Rücken gekehrt hat, kann bezweifelt werden. Uns entgehen jedenfalls alle Vorteile, die eine maßgebende Stellung in Peking mit sich bringt; sie sind unseren politischen und merkantilen Nebenbuhlern zugefallen, die schon haben durchblicken lassen, in welchem Sinne sie die Oberherrschaft über die altersschwache Regierung Chinas auszuüben beabsichtigen. Denn China aus dem Zustand der Lethargie aufzurütteln, ist auch den Siegen der Japaner nicht gelungen; sie haben nur vermocht, die ganze Schwäche des chinesischen Staates aufzudecken und haben ihn in der äußersten Not liegen lassen. Vielleicht gelänge es einem entschlossenen Eingreifen, ihn zu neuer Lebensfähigkeit zu galvanisieren! Kann dies nicht sein, so ist China Allen zugänglich, und die unerschöpflichen Quellen an Rohmaterial und an Arbeitskraft, mit denen die Natur dieses Land ausgestattet hat,

damit es das industrielle Centrum des Orients, wenn nicht der ganzen Welt werde, sind in der Hand des Stärksten und Kühnsten.

Es erscheint zwecklos, jetzt noch Worte über die Möglichkeiten zu verlieren, die eingetreten wären, wenn die britische Regierung von ihren technischen Ratgebern bessere Auskunft über den wirklichen Wert der chinesischen Zurüstungen und Befestigungen zu Land und zu Wasser erhalten hätte. England hätte den bedeutenden Einfluß, den es unzweifelhaft damals noch in Peking besaß, bis aufs Äußerste angestrengt, um China, wenn auch widerstrebend, vor den Zufällen eines ungleichen Kampfes zu bewahren. Wird doch jetzt allgemein zugegeben, daß Japan keineswegs, wie damals angenommen wurde, Wert darauf legte, den Konflikt zu beschleunigen. Eine energische Mahnung an die zuständigen Persönlichkeiten in Peking, daß China nicht auf unsere freundschaftliche Neutralität bauen solle, daß es, was England anbetrifft, ganz auf sich selbst angewiesen sei und die Folgen seiner Unüberlegtheit allein zu tragen haben würde, hätte wahrscheinlich genügt, die chinesische Regierung zu Konzessionen in dem Sinne eines „Condominium" in Korea zu bestimmen, die Japan als entsprechende Genugthuung befriedigt hätten. Sogar noch später hätte England kaum ein gewagtes Spiel unternommen, wenn es, zum Zweck der Wiederherstellung des Friedens die Verantwortlichkeit eines isolierten Vorgehens getragen hätte, statt der vergeblichen Versuche, andere Mächte zu gemeinsamen Handeln zu bestimmen. Wir sind gewiß zu der Annahme berechtigt, daß wenigstens die europäischen Staaten in keinem dieser beiden Fälle Englands Recht angefochten haben würden, im Interesse Aller die Initiative zu ergreifen — eine Initiative, die ihm die

allgemeine Stimme auf Grund seiner überwiegenden Handelsbeziehungen zuerkannte.

Eine offene Frage dagegen ist es, ob die englische Regierung wohlberaten war, den Vorschlag abzulehnen, sich Rußland, Frankreich und Deutschland anzuschließen, als diese Mächte Japan einen Teil seiner Siegesbeute entreißen wollten. Dieser Punkt erscheint mindestens zweifelhaft. Von dem Standpunkte Rußlands aus lagen die Vorteile einer Intervention auf der Hand, und angesichts der eigentümlichen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich konnte letzteres sich der Mitwirkung im Allgemeinen kaum entziehen, ganz abgesehen von dem besonderen Vorteil, den es geschickt aus der Lage der Dinge zu ziehen gewußt hat. Die Handlungsweise Deutschlands ist nicht ganz so leicht verständlich, man müßte denn von der Annahme ausgehen, das deutsche Reich habe den Bund sprengen und den alten Spruch: „Two is company and three is none" auf Kosten der französisch-russischen Entente aufs neue bewahrheiten wollen. Sollte dies zutreffend sein, so ist der Versuch kaum geglückt zu nennen, denn es hat nur wenig Dank und spärliche Anerkennung von seinen beiden Genossen geerntet, und es ist ihm weder gelungen, deren Eintracht zu stören, noch an dem Erfolg ihres Zusammenwirkens teilzunehmen. England wäre es in dieser Beziehung kaum besser ergangen, wenn es sich dem Vorgehen der Kontinental-Mächte angeschlossen hätte, und es hätte freiwillig die Freundschaft Japans zurückgewiesen, gerade in dem Augenblick, als dem Wert dieser Freundschaft zum erstenmale die gebührende Anerkennung gezollt wurde. Da wir nicht die Verantwortung übernehmen konnten, Japan zu ermutigen, die Forderungen der Mächte zurückzuweisen, so mußte der

Rat, den wir den Japanern zu erteilen genötigt waren, ihnen wenig zusagend erscheinen. Trotzdem machte unser freundschaftliches Verhalten es ihnen leichter, sich würdevoll in das Unvermeidliche zu fügen und trug dazu bei, die weitverbreitete Verstimmung beizulegen, die unter dem empfindlichen Volk der Japaner Platz gegriffen hatte. Diese Gereiztheit war sowohl durch die Gehässigkeit gewisser lokaler englischer Preßorgane entstanden, wie auch durch die eigentümliche Auslegung der Pflichten einer neutralen Flotte, die zu Anfang des Krieges dem britischen Admiral zur Last gelegt wurde. Dazu kam, daß unsere vergeblichen Versuche, den Fortgang der Feindseligkeiten zu hemmen, von den Japanern als ein Streben ausgelegt wurde, ihnen die Früchte ihres Waffenerfolges zu entziehen; die spätere Weigerung Englands, sich bei dem Friedensschluß zwischen die streitenden Parteien einzumischen, lieferte den unumstößlichen Beweis der Aufrichtigkeit unserer Beteuerungen, daß die Wiederherstellung des Friedens auf Grund rechtlicher Bedingungen der einzige Zweck unserer vielleicht unzeitigen, jedenfalls aber unglücklich ausgefallenen Schlichtungsversuche gewesen sei. Schon vor dem Kriege war durch unsere großmütige Behandlung der die Vertragsrevision in Japan betreffenden Frage, die Bahn gebrochen, zur besseren beiderseitigen Anerkennung der Interessengemeinschaft, welche die Inselreiche des Westens und des Ostens verbindet; durch die Beseitigung der erwähnten Verstimmung Japans wurde der Weg erst vollständig freigegeben. Ist dies auch vielleicht der einzige Erfolg, zu dem wir Lord Rosebery's Politik von ganzem Herzen beglückwünschen können, so ist er doch keineswegs gering anzuschlagen. Wir sind nicht berechtigt, dieser Regierung die Verantwortung aufzubürden für alle Eintra-

gungen, die auf die Debetseite der Abrechnung haben gesetzt werden müssen; waren doch die Fehler, die sie begangen hat, zum großen Teil Irrtümern entsprungen, die sie von Verwaltungen, welche längst der Vergangenheit angehören, übernahm.

Allein die Betrachtung, ob vergangene Möglichkeiten ausgenutzt worden sind oder nicht, ist wenig ersprießlich und erweckt zumeist Partei-Streitigkeiten, durch welche die Hauptfrage, wie unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Ostasien die Interessen Großbritanniens am besten für die Zukunft gesichert werden können, in den Hintergrund gerückt wird.

Zweites Kapitel.

China nach dem Kriege.

Als ich aus Peking zurückkehrend, den Vizekönig Li-Hung-Tschang in Tientsin aufsuchte, fragte er mich, weshalb ich mich denn so viel länger als ursprünglich meine Absicht gewesen war, in der chinesischen Hauptstadt aufgehalten habe. Ich antwortete, daß ich Spuren des Erwachens Chinas gesucht habe, worauf Excellenz mit finsterem Lächeln erwiderte: „Ich hoffe, Sie haben Ihre Zeit nicht unnütz geopfert.“ Ich konnte ihn dessen versichern; jedenfalls war die Zeit in einer Beziehung nicht vergeudet worden, hatte ich mich doch von der voll-

kommenen Nutzlosigkeit meines Forschens überzeugt. Nirgends hatte ich auch nur die leiseste Spur, die auf ein Aufraffen Chinas schließen ließe, entdecken können, ja es schien mir, als sei nicht einmal die Fähigkeit vorhanden, die Lehren des eben beendeten Krieges zu verstehen, geschweige denn der Wille, Nutzen aus ihnen zu ziehen.

Es ist kaum möglich, sich den hoffnungslosen Zustand der Thorheit und Hülflosigkeit vorzustellen, den die chinesische Regierung nach Beendigung des Krieges darbot. Ihre Lage war in der That nicht beneidenswert. Nicht genug, daß die europäischen Interessen, sogar innerhalb der Stadtmauern, in heftigen und besorgnißerregenden Konflikt geraten waren; nun verlangten auch die neuen Freunde, deren unerwarteten Eintreten es noch in der elften Stunde gelungen war, die von den Siegern beanspruchte schwere Entschädigung zu mildern, ungeduldig den Lohn ihrer Dienste. Noch harrten die Bedingungen des Vertrages von Shimonoseki der Erfüllung, noch mußte Formosa den Japanern übergeben werden, während man die Hoffnung nicht aufgeben mochte, durch Aufreizung des lokalen Widerstandes gegen Japan dort etwas zu erreichen. Es mußten Versuche gemacht werden, die allerdings ganz fruchtlos verliefen, um den für den Sohn des Himmels so demütigenden Tag, an welchem er den offiziellen Vertreter des siegreichen Mikado in Peking wieder empfangen mußte, auf längere oder kürzere Zeit hinauszuschieben. Dann mußten die Scharen schlecht besoldeten und halb verhungerten Kriegsvolks aufgelöst werden, die, um die Feinde in Schrecken zu versetzen, aus den inneren, Teilen des Reiches zusammengebracht worden waren. Gegen die Japaner hatten sie freilich nichts vermocht; es war ihnen nur gelungen, die friedlichen

Grenzgebiete zu verheeren, sie mußten jetzt durch Auszahlung eines geringen Teiles ihres rückständigen Soldes in leidlich guter Stimmung heimgesandt werden. Auch die mächtigen Satrapen, auf deren wandelbarer Treue die geringere Autorität fußt, welche die Regierung des Staates über die der Provinzen ausübt, mußten durch Schmeicheleien oder durch Zwang unterworfen werden, die Anleihen, die sie während des Krieges erhoben und die Summen, die sie unter dem herrlichen Vorwand der Verteidigung auf ihre Abrechnungen gesetzt hatten, mußten teils beglichen, teils gestrichen werden. Der Druck, der aus klar liegenden Gründen während der Dauer des Krieges ausgeübt worden war, um den Ausbruch der fremdenfeindlichen Stimmung zu verhüten, mußte jetzt, um den Vorwurf zu großer Unterwerfung unter europäischen Einfluß zu entkräftigen, vermindert werden; gleichzeitig aber durften die Beweise nationaler Unabhängigkeit nur in gemäßigter Form geduldet werden, damit die ohnedies schwer geprüfte Geduld Europas nicht reiße. In Allem und Jedem mußte es aber der Staatsregierung die Hauptsache bleiben, den Schein zu wahren, und jene unveränderlichen Formen zu erhalten, die im öffentlichen wie im privaten Leben des Chinesen, die Wirklichkeit, mit der sie nichts gemein haben, vollständig verdrängen.

Der vollkommene Inbegriff, das Prinzip chinesischer Staatsleitung ist das Täuschen, oder „make-see“, wie der Chinese sich in verstümmeltem Englisch ausdrückt, um diesen wirklich zur Kunst ausgebildeten Betrug zu bezeichnen. Man begegnet diesem Prinzip überall: es blickt auf uns herab von den unechten Zinnen der Pekinger Stadtmauern, es zeigt sich in den, an ihrer Brüstung angebrachten, gemalten Brettern, die schweres Geschütz vor-

stellen sollen, und ebenso leserlich schreibt es der Karminstift des Kaisers auf jedes seiner Edikte. Wir müssen zugeben, daß Europa gewisse Elemente beigesteuert hat, durch die es der chinesischen Regierung noch erleichtert worden ist, das Spiel des Täuschens gewinnbringend fortzusetzen. Wenn auch nicht in Peking selbst, so konnte doch in den Provinzen des Reiches die Intervention der drei Mächte mit geringer Mühe in einer die chinesische Eitelkeit vollauf befriedigenden Weise ausgelegt werden. Die Japaner hatten sich allerdings recht feindlich angelassen, allein ein Wink des Sohnes des Himmels hatte genügt, um die westlichen Vasallen des Reiches der Mitte herbeizurufen, die das feindliche Zwergvolk aus den verbotenen Gebieten vertrieben hatten. Und wer hätte dieser Version wohl widersprechen sollen? Waren doch beispielsweise die Truppen aus Hunan, die erst während des Waffenstillstandes auf dem Kriegsschauplatz anlangten, überzeugt, daß das bloße Gerücht ihres Nahens genügt habe, um die Japaner zu bestimmen, in der Flucht vor diesen unüberwindlichen Scharen ihr Heil zu suchen. Es konnte getrost jedem Kuli, der durch Fersengeld bei dem Sausen der ersten japanischen Kugel seine Haut gerettet hatte, überlassen werden, nachher auch den Schein zu retten und den Dorfbewohnern daheim durch die Erzählung einer großartigen, wenn auch erfundenen Siegesthat, „quoram pars magna fuit“, zu imponieren. Glücklicherweise können auch die Toten nicht mehr Zeugnis ablegen, und wenn man bedenkt, daß Überschwemmungen und Hungersnöte, die oft größere Verluste an Menschenleben verursachen, als der ganze Krieg gegen Japan in China, als eine besondere Bestimmung der Vorsehung gegen das Überhandnehmen eines sich sonst zu schnell vermehrenden Volkes angesehen

werden, da versteht man, daß die Verluste auf dem Schlachtfelde nur eine geringe Rolle spielen können. Man kann mir entgegnen, daß das Volk doch gewiß den Unglücksbotschaften, die die Krone in öffentlichen Proklamationen bekannt machte, Glauben schenken mußte, wenn es auch jeden anderen Beweis einer Niederlage für ungültig hielt. Es erscheint jedoch zweifelhaft, ob diese kaiserlichen Bekanntmachungen jemals in die Massen eingedrungen sind, man vergesse auch nicht, daß die Ausdrücke übertriebener Selbstunterschätzung, die sogar Hochstehende durch die Regeln der Schicklichkeit gezwungen sind auf sich und ihr Thun anzuwenden, von den vorsichtigen Untergebenen stets in anderem Sinne aufgenommen werden. Abgesehen davon, besitzt der Chinese in hohem Maße die Fähigkeit, zwei durchaus entgegengesetzte, widerstrebende Ansichten in sich zu vereinigen, eine Charaktereigentümlichkeit, die ein Gelehrter, der das chinesische Volk lange studiert hat, mit Recht als „geistige Drehbarkeit" bezeichnet.

Ein anderer Umstand, der viel dazu beigetragen hat, die Selbstgefälligkeit der Chinesen wieder herzustellen, auch der Beamten, die den wahren Stand der Dinge am Besten beurteilen konnten, ist in dem Eifer zu suchen, mit dem europäische Kapitalisten und Staaten China finanzielle Unterstützung anboten. Es wurde mir gegenüber die Bemerkung geäußert: „Die Europäer sagen, daß wir dem Untergange nahe sind und daß nur eine Reform von Grund aus uns retten könne; und doch, ob wir uns darauf einlassen oder nicht, sind sie bereit und eifrig bemüht, uns ihr Geld anzuvertrauen." Daß es unter gewissen Umständen ein einträgliches Geschäft sein kann, einem Totkranken zu leihen, daß es in Geldangelegenheiten nicht auf die feste Gesundheit des Schuldners ankommt, sondern daß

die Sicherheit, die er zu bieten vermag, die Hauptsache ist, das ist etwas dem chinesischen Gedankengange fern liegendes. Wenn Europa so gern bereit ist, China Geld zu leihen, dann kann das Ansehen Chinas in Europa nicht gesunken sein, geschweige denn im Lande selbst. Und zugegeben, daß China zu Wasser und zu Lande selbst vollständig geschlagen worden ist, was beweist das? Haben nicht auch andere Völker schwere Niederlagen erlitten und sich doch davon erholt? Was war denn der Grund, daß China geschlagen wurde? Das kaiserliche Edikt bezeichnet als solchen, gewaltige Meereswogen, die die starken Küstenbefestigungen Chinas vollständig zerstörten, und ein erfahrener General schreibt das Unglück hauptsächlich dem Verlassen der, von den Vätern überkommenen, verständigen Kriegsführung und dem thörichten Annehmen der europäischen Bewaffnung zu. Daraufhin wird eifrig im ganzen Reich der Hammer geschwungen und ein endloser Vorrat an „jinghals“ — eine Art mittelalterlicher Luntenschlösser hergestellt und man kann täglich die kriegslustige Jugend Pekings an den Stadtmauern sich in der Kunst des Bogenschießens üben sehen, bei der es nach chinesischen Begriffen weniger darauf ankommt, das Ziel zu treffen, als auf eine elegante und tadellose Körperhaltung.

Die Bestechlichkeit und Unfähigkeit gewisser hoher Beamter sind zugegeben und getadelt, sogar in einigen Fällen bestraft worden, aber man wird nicht einen einzigen chinesischen Beamten finden, der zugiebt, daß diese Untauglichkeit und Käuflichkeit und das aus ihnen hervorgegangene allgemeine Unheil, die Folgen, ja die unvermeidlichen Folgen eines bis ans Mark angefaulten Regierungssystems sind. Auch kann ein derartiges Zugeständnis von den Beamtenklassen, deren

Existenz auf diesem System beruht, nicht erwartet werden, ist es doch nicht möglich, einen Reformplan zu erdenken, der nicht das ganze System an der Wurzel faßt und damit auch ihre Existenz bedroht. Erscheint es somit unwahrscheinlich, daß in Beamtenkreisen die aus Rechten hervorgehenden Pflichten jemals praktisch anerkannt werden, so muß man andererseits zugeben, daß bürgerliche Kreise scheinbar ebenso unfähig sind, die ihnen zustehenden Rechte geltend zu machen. Die Chinesen, die als Volk in, sogar im Orient, ganz ungewöhnlichem Maße folgsam sind, fassen die Mißwirtschaft im Staat als etwas ganz natürliches auf. Die Volksmassen kennen selbstverständlich keine anderen Verhältnisse, doch auch unter denen, die mehr Erfahrung haben, begegnet man der Ansicht, daß die schlechte Wirtschaft in ihrem Lande eine unglückliche, aber unabänderliche Bestimmung der Vorsehung sei. So gestand mir ein chinesischer Kaufmann, der jahrelang in Indien gelebt hatte, daß China in Bezug auf die Menge der Mandarine und der Läuse ein wenig begünstigtes Land sei, aber augenscheinlich betrachtete er diese beiden Arten Ungeziefer als notwendige Übel, die der Chinese geduldig ertragen müsse. Die auffallende Gleichgültigkeit, mit der ein Chinese das Thun Höherstehender betrachtet, solange es seine pekuniären Interessen oder ihm liebgewordene Gewohnheiten und Sitten nicht direkt berührt, ist dem Europäer vollkommen unverständlich. Innerhalb gewisser Grenzen sorgt er für sich und weiß eine ungewöhnliche Erniedrigung zu vermeiden, aber die öffentlichen Angelegenheiten größeren Stiles sieht er als etwas ihn persönlich durchaus nicht Berührendes an. Das ist Sache der Mandarine, wenn sie nicht damit fertig werden können, so ändert das nichts, es ist und bleibt ihre Sache; ihn geht's nicht an. Er hält

es für sehr wahrscheinlich, daß sie den Krieg gegen Japan schlecht vorbereitet und schlecht geführt haben, denn er ist klug genug, um einen Begriff von der Untauglichkeit der herrschenden Klasse erlangt zu haben. Ferner müßten sie nach seiner Meinung für ihr Unrecht bestraft werden, wie alle Missethäter, die abgefaßt werden. Daß ihr Unrecht aber auf ihn zurückfällt, daß er, der Kaufmann, der Handwerker oder Bauer es am letzten Ende selber büßen muß, das begreift er nicht. Er selbst ist, nach seinen Begriffen, ehrlich, fleißig und ausdauernd und wendet alle diese Eigenschaften auf dem besonderen Gebiete seines Berufes erfolgreich an. Daß er aber ein Recht hätte, dasselbe in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten von seinen Vorgesetzten zu verlangen, weil das auch seine Angelegenheiten sind, das ist eine Zumutung, deren er unfähig ist. Er bewirtschaftet sein Gut oder thut seinen Laden, der Mandarin hat seinen Yamên, jeder hat das Seine, so ist es in China immer gewesen, und das ist einem Chinesen ein genügender Grund und rechtfertigt alles in seinen Augen. Sein hochkonservatives Wesen und sein Hochmut dulden nicht den Gedanken einer Änderung, wäre es auch eine Verbesserung.

Daß Interessengemeinschaft und gegenseitige Verpflichtungen die verschiedenen Klassen einer wohlgeordneten Gesellschaft verbinden müssen, ist dem Chinesen ebenfalls unfaßlich; ist doch auch seine Sprache unfähig, den Begriff des die „res publica“ vertretenden Staates auszudrücken. Als z. B. Frankreich eine Republik wurde, konnten die chinesischen Literaten das Wort nicht sinngemäß übersetzen und mußten sich mit einer rein phonetischen Übertragung helfen. Wie in China von den Eltern die Pflicht der Pietät den Kindern eingeprägt wird, ohne die geringste

Anerkennung der elterlichen Pflichten, so wird in sozialen Verhältnissen auf die Pflicht des Gehorsams der unteren Klassen großer Wert gelegt, ohne einen Gedanken an die Rechte, die diesen Untergebenen ebenfalls zustehen. In dieser Beziehung ist das kaiserliche Edikt, das den Friedensschluß bekannt gibt, geradezu charakteristisch. Der Sohn des Himmels sagt darin, daß er schlaflose Nächte in Thränen zugebracht habe, über die traurigen Unglücksfälle, die seinem Heer und seiner Flotte zugestoßen sind, über die Verderbtheit und Untauglichkeit der Befehlshaber und über die große Meereswoge, die die Küstenbefestigungen vernichtet hat. Er habe beschlossen, keinen neuen Versuch mehr zu machen das Kriegsglück auf seine Seite herüber zu locken — nicht etwa, weil er sich davor scheut, seine unglücklichen Unterthanen aufs Neue in einem ungleichen Kampf dahinschlachten lassen, oder um das unverteidigte Land vor den Schrecken einer Invasion zu bewahren; nein, seine Pflicht gegenüber der Kaiserinwittwe ist der Grund dieses Beschlusses, „der edlen Frau", wie es in dem Erlaß heißt, „die, falls die Feindseligkeiten erneut und Peking etwa von den Japanern bedroht werden sollte, zur Flucht genötigt sein würde und sich wieder den Entbehrungen einer langen und ermüdenden Reise aussetzen müßte." Soweit man berechtigt ist von einer öffentlichen Meinung in China zu sprechen, kann man sagen, daß dies rührende Beispiel kindlicher Liebe unzweifelhaft den beabsichtigten Eindruck hinterlassen und das Ansehen des Kaisers gerettet habe. In ähnlicher Weise trug die Kugel eines japanischen Buben dazu bei, das Ansehen Li-Hung-Tschangs zu retten und ihn mit einem versöhnenden, dramatischen Effekt zu schmücken, denn wie patriotisch die Rolle, die er spielte, vom europäischen Standpunkte aus auch zu sein schien, die

Chinesen hätten ihm, ohne dies Ereignis — kein Vertrauen mehr geschenkt.

Die chinesischen Dichter und Denker lehren, daß das Leben eine Bühne sei und daß der Chinese vor allem lernen müsse, seine Rolle in strenger Befolgung der Lehren der Schauspielerkunst, nämlich des traditionellen Kanon chinesischer Schicklichkeit, zu spielen. Es wären grobe Verstöße gegen jenen Kanon, wollte man etwa erwarten, daß einer Schlachten gewinnen solle, weil er die Rolle eines Generals spielt, oder daß ein anderer ein gerechter Richter sein werde, weil er beredt die abstrakte Schönheit der Gerechtigkeit schildert, das wären Verstöße, die den Zuschauern, dem chinesischen Volk, nie in den Sinn kommen könnten. Nur die Ausländer verstoßen fortwährend gegen den Kanon und daher ist auch der Haß erklärlich, mit dem sie und unter ihnen besonders die Missionare, von den oberen Klassen hauptsächlich verfolgt werden. Weigern sich doch diese Barbaren die Forderungen chinesischer Etikette anzuerkennen und nicht genug damit, sie unterstehen sich sogar, ihren Grundsätzen gemäß leben zu wollen! Wie kann ein Chinese solch schädliches Beispiel dulden!

So vereinigen sich, einerseits Eigennutz und vollendete Heuchelei, andererseits Gleichgültigkeit und Fatalismus und beiden Teilen muß ein gleiches Maß an Unwissenheit und Hochmut zuerkannt werden — um die herkömmliche Ordnung der Dinge, den ernsten Lehren der Erfahrung zum Trotz, aufrecht zu erhalten. Ein spontanes Erwachen Chinas scheint somit nach dem Kriege ebensowenig wahrscheinlich wie vorher. Der Donner der japanischen Kanonen mag wohl auf einen Augenblick den tiefen Schlummer des ermatteten Riesen gestört haben, aber der böse Traum ist vergangen und nach dem vergeblichen Versuch die steifen

Glieder zu strecken, schläft er jetzt noch fester als zuvor. Wie ein Franzose es witzig ausdrückte: „Avant la guerre la Chine dormait sur une oreille, aujourd' hui elle ronfle sur les deux oreilles.“

Drittes Kapitel.

Der moralische Bankrott in China.

Es giebt kaum einen besseren Beweis des moralischen Verfalls in China als die Thatsache, daß es in einer derartigen Krisis nicht im Stande war, auch nur einen einzigen, tüchtigen Mann hervorzubringen.

Man erfährt nur wenig von dem Geist, der innerhalb der rosa Mauern der „Verbotenen Stadt" herrscht. Der Kaiser Kuang-Hsu scheint ein schwächlicher, junger Mensch mit melancholischen, nicht abstoßenden Zügen zu sein; er neigt zu heftigen Zornesausbrüchen, während deren er sein Mobiliar zertrümmert, eine verhältnismäßig harmlose Art, sich abzukühlen. Er hat die Abgeschiedenheit seines Palastes, in deßen Vorhöfen nur Frauen und Eunuchen geduldet werden, selbst gewollt. Die hohen Staatsbeamten nahen sich ihm in der Morgendämmerung mit gebeugtem Knie und legen ihm ihre Berichte vor, das ist der einzige Verkehr, den er mit der Welt aufrecht erhält, und es wird ihm auf diese Art schwerlich ein getreues Bild der Verhältnisse überliefert werden, denn man darf wohl annehmen, daß die Forderungen der höfischen Etikette die Wahrheit

der Schilderungen stark beeinträchtigen. Macht er sich auf, wie es von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt, um in einem der Tempel zu opfern, so werden die dorthin führenden Straßen sorgfältig gereinigt und abgesperrt, die Häuser werden mit schweren Tapeten verhangen, es wird gelber Sand gestreut und alles wird entfernt, was seine Seh- oder Riechorgane unangenehm berühren könnte. Die Sänftenträger werden sorgfältig eingeübt und müssen lernen, auf ihren Schultern eine riesige, bis an den Rand mit Wasser gefüllte Schale zu tragen, ohne einen Tropfen zu vergießen. Dann durcheilt der Sohn des Himmels in luftigem Palankin, geisterhaft in nächtlicher Stille, die verödeten Verkehrsstraßen. Es ist bemerkt worden, daß die wahre Gewalt eines Herrschers im Orient fast immer in dem Maße abnimmt, in dem die Knechtschaft einer geisttötenden Hofetikette, unter deren Tyrannei er sich täglich beugt, wächst. Vor kaum einem Jahrhundert bewegte sich der Kaiser Khien-lung noch frei unter seinem Volke und nahm thätigen Anteil an dessen Interessen; es finden sich sogar noch in den leidenschaftlichen Verordnungen des Kaisers Hien-Föng, kurz vor der englisch-französischen Expedition, Spuren eines männlichen Wesens, das aber seitdem unter dem langjährigen Einfluß weiblicher Regentschaft verschwunden zu sein scheint.

Bis ins vergangene Jahr übte die Kaiserin-Wittwe den bedeutendsten Einfluß aus, trotzdem sie sich im Jahre 1889, nach der Vermählung des jetzigen Kaisers, scheinbar von den Staatsangelegenheiten zurückgezogen hatte. Ihre Thatkraft und hohe Befähigung hat sie schon durch die Geschicklichkeit bewiesen, mit der sie sich nach dem Tode des Kaisers Hien-Föng, im Jahre 1861, der Zügel der Regierung bemächtigte, die sie seitdem, zuerst in Gemein-

schaft mit der Wittwe des Kaisers, dann allein, allen Schwierigkeiten mit Kühnheit und List Trotz bietend, in der Hand behalten hat. Man hat sie oft mit Katharina II. verglichen, nur fehlt ihr der weite Blick für Staatsangelegenheiten, aber in Bezug auf die Herrschsucht, die Verschwendungsliebe und die Leidenschaftlichkeit beider Kaiserinnen trifft der Vergleich gewiß zu. Die Feier ihres sechzigsten Geburtstages sollte vorigen Herbst in besonders großartiger Weise begangen werden. Jede Provinz sandte große Geldsummen ein und noch größere Summen wurden von den Beamten erhoben, als freiwillige Gabe des dankbaren Volks. Eine ausgezeichnete Straße, die im Stande ist, dem Reisenden die Vortrefflichkeit der früheren Wegbauten Chinas zu vergegenwärtigen, wurde angelegt zur Verbindung des in der Nähe des kaiserlichen Sommerpalastes belegenen Lustschlosses der Kaiserin-Wittwe mit Peking. Der kaiserliche Zug sollte sie passieren; das Stadtthor, von dem sie ausging, wurde mit Malerei und eigentümlichem Schnitzwerk in seiner einstigen bizarren Pracht wieder hergestellt, jedes Haus und jeder Laden putzte sich heraus und zeigte buntfarbige Holzbekleidung und neuvergoldete Aushängeschilder. Aber das Kriegsunglück trübte den Verlauf der Feier und scheint wenigstens zeitweilig die Stimmung kindlicher Pietät, die sie zum Ausdruck bringen sollte, verkrieben zu haben. Noch kann man allerdings nicht beurteilen, ob der Einfluß der Kaiserin mehr als vorübergehend gelitten hat. Im Palast selbst fanden stürmische Auftritte statt, deren Nachklang in Gestalt einer Denkschrift von einem der Censoren über den schlechten Einfluß des Weiberregiments, in die Außenwelt drang. Die sehr gelinde Strafe, die dem Verfasser dieser Philippika zuerkannt wurde, beweist zur Genüge, daß die darin nieder-

gelegten Gedanken an maßgebender Stelle nachsichtig beurteilt werden.

Auf die einflußreichen, hohen Staatsbeamten in Peking werde ich noch zu sprechen kommen, wenn ich den Tsung-li-Yamen, das auswärtige Amt Chinas, und dessen Beziehungen zu den Vertretern der europäischen Staaten schildere. Augenblicklich gehören die beiden hervorragendsten Persönlichkeiten, der Vizekönig Tschang-Tschi-Tung in Nanking und Li-Hung-Tschang, der greise Vizekönig der Stammprovinz Petschili, nicht dazu. Obwohl sie absolut entgegengesetzte Richtungen vertreten und infolgedessen Todfeinde sind, so besitzen doch Beide Eigenschaften, vermöge deren sie hoch über der Schar ungebildeter Mandarine, dem Hauptbestandteil der herrschenden Klasse, stehen.

Tschang-Tschi-Tung steht in China einzig da, als ein Würdenträger, der im Staatsdienst sein Vermögen verausgabt hat, statt es während seiner Dienstzeit zu erwerben. Sein hochkonservatives Wesen, seine ausgezeichneten Kenntnisse der chinesischen Klassiker, ein Beherrschen der Sprache in unvergleichlich glänzender und scharfer Dialektik haben ihm bei den Chinesen, denen im wahrsten Sinne das Wort: „Le style c'est l'homme“ gilt — ungeheuren Ruhm und Einfluß verschafft. Man sieht in ihm den wildesten Fremdenhasser, aber er ist nicht so verblendet, daß er nicht wenigstens auf einigen Gebieten, die Erfolge europäischer Wissenschaft, den Nutzen europäischen Gewerbefleißes anerkennen könnte; er hegt den Wunsch, China mit den Waffen moderner Civilisation ausgerüstet zu sehen, allerdings nur, um dann diese ihm widerstrebende Civilisation besser bekämpfen zu können. Er war es, der, um Li-Hung-Tschang zu übertrumpfen, eine Denkschrift zur Befürwortung der großen Güterbeförderungslinie zwischen Peking

und Hankon einreichte, und mit allem Eifer bestand er darauf, daß China mit eigenem Material und ohne fremde Hülfe die Bahn bauen müsse. Sein Vorschlag wurde angenommen und er ging als General-Gouverneur von Hukwang nach Wutsang, das am Yang-tsche-kiang Hankon gegenüberliegt und somit für die ihm anvertraute Ausführung seines Planes besonders günstig belegen war. Mit rastloser Energie machte er sich an die Arbeit und erbaute riesige Fabriken zur Herstellung von Stahlschienen und sonstigem Eisenbahnmaterial. Er selbst hatte keine Ahnung von den wirtschaftlichen Bedingungen, auf denen der Erfolg jedweden industriellen Unternehmens beruht, aber er wollte auch den technischen Ratgebern, die er in geringer Anzahl anzustellen genötigt worden war, nicht Glauben schenken, so schlug das enorm kostspielige Unter nehmen vollkommen fehl. Der Vizekönig hatte alle öffentlichen Gelder, deren er habhaft werden konnte, hineingesteckt, aber man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuzugestehen, daß er sein eigenes Vermögen ebenfalls ohne Zaudern geopfert hat. Er war für den Krieg bis aufs Messer, und geberdete sich in seinem Namen wie ein Wilder, als Friede geschlossen wurde. Man sagt ihm nach, er habe bei der Proklamation der Republik Formosa die Hand im Spiele gehabt, und jedenfalls wirkte er in hervorragender Weise mit an der Organisation des Widerstandes auf der Insel. Er steht auch in Verdacht, in Szuchuan an den demonstrativen Unruhen, deren Spitze gegen die Ausländer gerichtet war, teilgenommen zu haben. Wie dem auch sei, er ist zweifellos ein überzeugungstreuer Fanatiker, und sowohl die Aufrichtigkeit seines allerdings verdrehten und unpraktischen Enthusiasmus, wie die Fleckenlosigkeit seines persönlichen Charakters

berechtigen ihn zu höherer Achtung, als seinen im Ausland bekannteren Gegner.

Denn Li-Hung-Tschang verkörpert einen anderen Typus. Er ist mit berechnendem Verstand und mit einer doppelten Portion Schlauheit begabt und ist zu skeptisch veranlagt, um sich durch Vorurteile oder irgendwelche Prinzipien den Weg versperren zu lassen. Da er, besonders während seines fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Tientsin als Vizekönig von Petschili viel mit Europäern in Berührung gekommen ist, so hat er eine oberflächliche Kenntnis der abendländischen Denkweise erlangt und hat es gelernt, jedem Europäer gegenüber, mit dem er zu thun hat, diejenige Seite seines Wesens hervorzukehren, die dem Betreffenden den größten Eindruck machen wird. In dieser Kunst hat er es ziemlich weit gebracht. Er wird bei passender Gelegenheit über den sündhaften Opiumhandel Krokodils-Thränen vergießen, und doch wird die Anzucht des Mohnes nirgends sorgfältiger gepflegt als in den Provinzen, die seiner Herrschaft unterstellt sind, und die widerliche Pflanze gedeiht nirgends besser, als auf seinen eigenen ausgedehnten Ländereien. Er kann eine Denkschrift an den Kaiser über die Heiligkeit und Unantastbarkeit chinesischer Traditionen in demselben salbungsvollen Tone abfassen, wie die Vorrede zu einem, für China von dem Verein zur Verbreitung christlicher Schriften herausgegebenen Buch. Er wird die traurige Regelmäßigkeit der Hungersnöte beklagen und freudig zustimmen, wenn man ihm sagt, daß Eisenbahnen, die den betroffenen Gebieten den Überfluß anderer Bezirke zuführen können, die einzige Abhülfe wären uud trotzdem konnte er keinen Rat schaffen, als im vorigen Winter eine Hungersnot in seiner Provinz ausbrach. Neunzig km von Tientsin, im Bereich der einzigen Eisen-

bahn von China, raffte der Hungertyphus in einem Dorfe 1200 Opfer dahin, während im vizeköniglichen Namen ein Syndikat gebildet wurde; ganze Züge mit Reisladungen verkehrten fortwährend, angesichts der verhungernden Bevölkerung auf der Linie, um die ersehnte Ware ins Lager von Shan-hai-kwan zu führen, weniger zum Zweck der Sättigung der dortigen Soldaten, als um den Beutel der Befehlshaber zu füllen. Li-Hung-Tschang scheint fast noch weniger Verständnis für den wahren Geist moderner Civilisation zu haben, als Tschang-Tschi-Tung. Er will nur den äußeren Schein; er meint, daß eine genügende Anzahl bewaffneter Kulis in Uniform und einige wenige europäische Lehrer zusammengewürfelt, ein Heer ausmachen und daß eine Flotte nur aus gepanzerten Schiffen und schwerem Geschütz bestehe. Von der umsichtigen und schwierigen Leitung, die heutzutage erforderlich ist, um Armeen und Flotten zu dirigieren, von der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, die große Massen fortwährend in Bereitschaft hält, von der Disziplin, die allein den inneren Zusammenhang ermöglicht, scheint er keinen Begriff zu haben; jedenfalls war Keiner mehr erstaunt, als er über die vollkommene Untauglichkeit seiner ausgewählten Truppen und kostspieligen Schiffe. Man kann kaum glauben, daß es ihm jetzt klar sei, wenn er auf die Mahnung, daß China Japan nacheifern müsse, nur die verdrießliche Frage hat, ob die Chinesen etwa auch europäische Kleidung tragen sollten. Nicht einmal seine Freunde können leugnen, daß Bestechlichkeit in erschreckendster und schamlosester Weise in seiner Umgebung ausgeübt wird; und es erscheint zum mindesten unwahrscheinlich, daß seine Hände rein sind, wenn man bedenkt, daß er erwiesenermaßen, während seiner langjährigen Beamtenlaufbahn, ein enormes Vermögen

angesammelt hat, wie behauptet wird, das größte Privatvermögen in der Welt, jedenfalls in China. Trotz aller dieser Mängel ist er doch der Mann, dessen Einfluß in China bei den augenblicklich herrschenden Zuständen als der beste bezeichnet werden muß. Er stand während der letzten Regentschaft im Vertrauen der Kaiserin-Wittwe und ist wie kein anderer seiner Landsleute in den Staatsangelegenheiten des In- und Auslandes bewandert. Direkt oder indirekt ist er an allen Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten während der letzten fünfundzwanzig Jahre beteiligt gewesen, und wenn er es auch nur zögernd übernahm, als demütiger Bittsteller nach Japan zu ziehen, so hat er sich doch dieser traurigen Mission würdevoll entledigt. Vielleicht weil seine persönlichen Interessen zumeist sein Handeln bestimmen, sieht er so klar den Vorteil, der aus den materiellen Reichtümern des Landes gezogen werden könnte und die Notwendigkeit der Anstellung Fremder, um diese Schätze zu heben. Er steht an der Spitze der wenigen von Chinesen begründeten Unternehmen des Handels und der Industrie; er ist der Gründer von Schulen und sogar von Wohlthätigkeitsanstalten, denen der Ruhm, in China einzig in ihrer Art dazustehen, nicht bestritten werden kann. Er hat auch die einzige Eisenbahn des Reiches gebaut, und hat zu allererst den Nutzen des Telegraphen verstanden. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß er ernstlich und mit festem Willen durchführt, was er einmal anfängt. Als z. B. die erste Telegraphenleitung zwischen Peking und Tientsin öfters durchschnitten und zerstört wurde, teilten die Beamten ihm ganz ernsthaft mit, das sei das Werk der Fungshui, der unheimlichen Erd- und Wassergeister, die diese Neuerung der verhaßten Europäer nicht an ihren Lieblingsplätzen

dulden wollten. Der Vizekönig erwiderte darauf, daß es den Fungshui schlecht gehen würde, wenn er sie einmal bei der Zerstörung des Telegraphen abfaßte. Die Drohung genügte, und kein Fungshui hat seitdem die Leitung wieder angerührt.

Man kann nicht recht glauben, daß Li-Hung-Tschang der Vorläufer und Verkünder einer großen moralischen Umwälzung Chinas ist, und es will mir fast unmöglich erscheinen, daß einer aus den Reihen der Beamten überhaupt dazu ausersehen sei. „Pflückt man auch Trauben von den Dornen oder Feigen von den Disteln?" Ihre ganze Existenz hängt mit dem System, das sie hervorgebracht hat, aufs innigste zusammen, und dies System selbst besteht aus Betrügereien. Von Kindheit an lernt der zukünftige Mandarin, daß Betrug die Welt regiert, nicht nur die sichtbare Welt, sondern auch die jenseitige. Er sieht, daß die einfachste List genügt, um seine Götter zu hintergehen, — werden doch die Lippen des Hausgottes an dem Tage des jährlichen Berichtes an die oberen Götter mit Honig bestrichen, damit er nicht aus der Schule schwatze! Wenn ihm die Geschichte des jungen Edelmannes erzählt wird, der seit Generationen als Muster kindlicher Pietät aufgestellt wird, der gelegentlich eines Besuches bei Freunden einige Orangen für seine Mutter stahl, statt sie im ersten besten Obstladen zu kaufen, so kann er doch nur die Lehre daraus ziehen, daß man die heiligsten Pflichten, denn als solche gilt ihm kindliche Liebe, ebensowohl auf Kosten anderer, als auf eigene ausüben kann. Er lernt einen reichen Schatz vorzüglicher moralischer Sentenzen auswendig, in deren Kenntnis das: „Sesam, thue dich auf!" des öffentlichen Lebens besteht, aber schon lange, ehe er vor die Öffentlichkeit tritt, weiß er, daß Niemand ihm zumutet,

diese Grundsätze in die Praxis zu übertragen. Die Kenntnis der Analekten des Confucius berechtigt ihn wohl, ein Amt auszuüben, aber sie genügt nicht, um es ihm zu verschaffen. Man nimmt gewöhnlich an, daß ein gesundes demokratisches Element in den öffentlichen Ämtern herrsche, weil China seit den frühesten Zeiten das Prinzip des Wettbewerbes für Staatsstellen befolgt hat. Gewiß ist, mit wenigen Ausnahmen, das Bestehen der öffentlichen Prüfungen Bedingung, aber durchaus nicht die einzige Bedingung der staatlichen Anstellung. Man braucht nur die Liste der höheren Beamten durchzugehen, um einzusehen, wie die besseren Stellen von einflußreichen Familien und Geschlechtern monopolisiert werden. Die Zahl der berechtigten Bewerber ist stets bei weitem größer als die der zu besetzenden Stellen; und die, die weder Geld noch Connectionen haben, sind, wenn das Glück sie nicht ganz besonders begünstigt, gezwungen zu warten. Der bescheidene Literat muß sich einen Herrn suchen, der ihn später weiter bringt, und während er, um dessen Gunst zu erlangen, die schmutzige Wäsche seines Namen übernimmt, verliert er schnell genug alle Illusionen, die er vielleicht aus der gesünderen moralischen Luft seiner Jugend mitgebracht hatte. Mit seinem Eintritt in das Beamtenleben gehört der Chinese einer durch die Bande des Eigennutzes und des Kastenstolzes aufs Engste verbundenen Oligarchie an, die sich strengstens von dem Rest des Volkes abgesondert hält.

Ebenso wenig Wert haben die Analekten des Meisters für den jungen Mandarin, der aus seiner Stellung Gewinn ziehen will. Das jährliche Gehalt beträgt vielleicht einige hundert „Taëls", die er wahrscheinlich durch Barzahlung Tausender erworben hat. Seine erste Pflicht ist, das Kaufgeld mit den entsprechenden Zinsen dem ehrlichen

Banquier, der es ihm auf seine Aussichten hin vorgeschossen hat, zurückzuzahlen. Dies ist ein anerkanntes und durchaus nicht unvorteilhaftes Spekulationsgeschäft in China. Der Banquier oder die Aktiengesellschaft haben ein Recht auf das Einkommen im ersten Jahre des jungen Mandarinen, den sie wegen seiner Chancen zu unterstützen übernommen haben, wogegen sie ihrerseits die Möglichkeit des Todes oder der Amtsentsetzung ihres Schuldners in Kauf nehmen. Seine zweite Sorge muß es sein, die nötige Summe zurückzulegen, die ihm eine Erneuerung seiner Anstellung, die meist auf 3 Jahre lautet, ermöglicht, — die dritte, etwas für sich selbst zurückzulegen. Erst wenn diese Pflichten erfüllt sind, kann man erwarten, daß er sich der ihm übertragenen Sorge für das öffentliche Wohl widme. Das folgende Beispiel diene zur Klarlegung des Verhältnisses dieser verschiedenen Pflichten zu einander: Ein Hoppo oder Steuereinnehmer in der Provinz Canton zahlte 300000 Taëls für seine ihm einige tausend Taëls einbringende Anstellung; aber seine Einnahmen betrugen während der dreijährigen Dauer mehr als 3 Millionen Taëls. In diesem Maße zu stehlen wäre unmöglich, wenn es nicht so allgemein wäre. Es fließt ein ununterbrochener Strom unsagbarer Verderbtheit vom Herzen des Reiches aus, durch alle Arterien und Venen, bis in die äußersten Extremitäten, — in den kaiserlichen Palästen Pekings entspringend, durchströmt er die Regierungen der Provinzen bis in die Yamens der kleinsten Beamten in den entferntesten ländlichen Bezirken, und die schlimmsten Formen privater Verderbtheit sind nur die unausbleiblichen Folgen der allgemeinen Korruption. In Bezug auf beide erfreut Peking sich des unbestrittenen Vorranges. Es ist schwer, einen Einblick in das Privatleben der Chinesen zu gewinnen, aber die Anzeigen in den

Straßen der Hauptstadt lassen darauf schließen, daß die moralische Atmosphäre Pekings ebenso entsetzlich ist, wie die Düfte, die die Luft verpesten. Name und Titel des Mandarinen und ein trefflicher Wahlspruch prangen über dem Thorweg seines Yamen, wie über dem Eingang zu seiner Privatwohnung; aber an den Mauern derselben duldet er Plakate, die in jedem europäischen Lande der Kriminalpolizei zu schaffen machen würden.

Keine Regel ohne Ausnahme; es giebt gewiß auch unter den chinesischen Beamten einzelne, die im öffentlichen, wie im Privatleben sich über den Einfluß ihrer Umgebung erheben, sie können das jedoch nur, insofern sie persönlich berührt werden. Sie können es nicht wagen, der ganzen Klasse, der sie angehören, den Fehdehandschuh ins Gesicht zu schleudern; sie mögen versuchen, ihre eigenen Hände rein zu halten, aber wehe ihnen, wenn sie auch anderen diese Unbequemlichkeit zumuten oder aufdrängen wollen! Tschang-Tschi-Tung hat den Versuch gemacht und, trotz seines großen Rufes und seiner bedeutenden Stellung, ist es ihm mißlungen. Li-Hung-Tschang hat es nicht einmal versucht, wie wohlwollende Kritiker behaupten, weil er zu klug ist, um seine Kräfte an solch' aussichtsloser Sache zu vergeuden, während andere meinen, daß er nie eine persönliche Neigung dafür gehabt habe. Es ist mir zweifelhaft, ob es sogar dem Sohn des Himmels gelingen könnte, den mächtigen Widerstand der vereinten Interessen der chinesischen Beamtenschaft gegen jeden durchgreifenden Reformplan zu brechen. —

Viertes Kapitel.

Die Hauptstadt von China.

Peking ist nicht in jeder Beziehung eine typisch chinesische Stadt, aber es ist die Reichshauptstadt, es ist die Residenz des Sohnes des Himmels, der Sitz der Regierung und der Vertreter der fremden Mächte, es ist somit der Brennpunkt aller politischen Interessen des In- und Auslandes. Es ist vielleicht nicht richtig, China nach Peking zu beurteilen, aber andererseits ist es fast unmöglich, sich einen richtigen Begriff von China zu machen, wenn man Peking nicht kennt. Von der Küste nach Peking zu gelangen ist schon an und für sich eine treffliche Einführung in chinesische Verhältnisse. Wenn auch die kürzeste uud am meisten benutzte Verbindung heute keine erheblichen Schwierigkeiten mehr macht, außer im Winter, wo allerdings eine lange und mühevolle Reise von irgend einem eisfreien Hafen aus nötig ist, so drängt sich einem doch schon unterwegs die Einsicht auf, daß die Chinesen entschlossen sind, nichts zu thun, um den Zugang zu ihrer Hauptstadt zu erleichtern.

Hat der von Norden oder Süden kommende Reisende den Golf von Petschili hinter sich, so kann er sich glücklich preisen, wenn der Dampfer nicht wenigstens einen Tag in vergeblichen Versuchen vor der Brandung, „der vom Himmel stammenden Schutzwehr", wie der Chinese sie dankbar nennt, an der Mündung des Peiho zubringt. Fast ebenso lange braucht er, um das gewundene Flußbett hinauf, an dem Fort Taku vorbei Tientsin, den Hafen von Peking, zu erreichen. Dort angelangt, steht ihm die Wahl frei zwischen einem langen ermüdenden Ritt, der Langeweile

des Wasserweges oder der Folter einer Fahrt; denn wer einmal die Leiden einer solchen fast hundert und fünfzig Kilometer langen Fahrt in einem chinesischen Karren ohne Federn, über die Steinblöcke und die Unebenheiten der „kaiserlichen Straße" erduldet hat, wird gewiß das nächste mal die Bootfahrt wählen, trotzdem er dann, abgesehen von den endlosen Windungen des Stromes, leicht durch ungünstige Winde und durch Auffahren des Bootes Verspätung erleiden kann. Von Tungchow aus, vierundzwanzig Kilometer vor Peking, wo der Peiho verlassen wird, muß der Reisende noch, um sein Ziel zu erreichen, fahren, reiten oder gehen, vor Allem muß er suchen vor Sonnenuntergang in die Stadt zu gelangen. Giebt es doch sogar in China Etwas, das nicht durch Geld erreicht werden kann: Keine Macht der Erde wird die bei Sonnenuntergang geschlossenen Thore Pekings vor Sonnenaufgang öffnen.

Wen der erste Anblick jener stattlichen Zinnen, die sich gegen den Himmel abzeichnen, nicht mächtig ergreift, der ist wahrlich wenig eindrucksfähig. In endlos erscheinender Reihe, nur unterbrochen durch die geschweiften Dächer der hohen Türme, die die sechzehn Stadtthore und die vorspringenden Ecken des großen Geviertes bezeichnen, schließen sie eine Welt barbarischer Pracht und unaussprechlichen Elendes ein. Die Mauern können freilich nicht mehr wirklicher Verteidigung dienen, an vielen Stellen fallen sie ein, und ihre Bewaffnung ist eine bloße Täuschung; kaum ein Drittel des von ihnen umschlossenen Raumes ist bebaut, wüste Sandflächen und bestellte Felder nehmen den übrigen Teil ein. Aber es ist vielleicht eben diese Mischung wirklicher und scheinbarer Größe, die den Mauern und Zinnen Pekings das ergreifende und charakteristische Gepräge auf-

drückt und sie zum Denkstein des riesenhaften Schwindels macht, dessen starre Unbeweglichkeit während langer Zeit für Zurückhaltung und Kraft galt.

Die Einwohnerzahl Pekings, die früher auf mehrere Millionen geschätzt wurde, beträgt jetzt kaum dreiviertel Million; das ganze Leben der Stadt konzentriert sich auf einige, dicht bevölkerte Teile. Welch' buntes Treiben entfaltet sich da in den engen Gassen und Bazaren des „chinesischen Stadtteils", wie flutet es durch die Thore der „Tartarenstadt" hin und her in die „kaiserliche Stadt" und in ununterbrochenem Strom an den rosa Mauern des „verbotenen Stadtteils" entlang! —

Großwürdenträger des Reiches, Mandarine der Pfauenfeder, verworfene Palasteunuchen und hochgestellte Frauen eilen vorbei, teils in Sänften, deren halbdurchsichtige Gardinen zugezogen sind, teils in verhangenen Karren auf schweren messingbeschlagenen Rädern, aus deren Bau und Beschlag man genau den Rang und die Stellung des Besitzers ersieht, wie bei uns aus Wappen und Krone auf dem Wagenschlag — weniger hochstehende Beamte, wohlhabende Kaufleute, Frauen der mittleren Stände hocken in ungeschickten Karren, den Droschken Pekings — bescheidenere Leutchen balanzieren auf der schmalen Kante eines Omnibus-Schubkarrens — die junge Welt reitet auf bezäumten Maultieren — Yamenboten zu Pferde, Reihen langhaariger schwerbeladener Kamele aus der Mantschurei — zierliche, flinke Esel aus den Dörfern der Umgegend — selbstbewußte Soldaten in vielfarbigen Uniformen, schwere jinghals auf der Schulter — gelbgekleidete buddhistische Priester, deren rasierte Schädel wie Billardbälle in der Sonne glänzen — Verkäufer mit niedlichen Vögeln in kleinen Käfigen, der harmlosen Spielerei

fast eines jeden Chinesen, stämmige Kulis mit nacktem Oberkörper und um den Kopf gewundenen Zöpfen, Händler mit Süßigkeiten und Händler mit verdorbenen Fischen — wandernde Auktionäre — Hausierer aller Arten — Gewohnheitsbettler, die eine mächtige und wohlhabende Genossenschaft bilden, deren Vorsitzender ein königlicher Prinz ist, zeigen ihre entsetzlichen Wunden und geschundenen Gliedmaßen — Sternkundige und Weissager — Zauberer und Taschenspieler von Gruppen staunender Bewunderer umgeben, Verbrecher, die in Kangs, den schweren Holzkragen, auf denen ihre Schuld und Strafe verzeichnet sind, einherstolpern — Frauen und Mädchen, auf deren gepuderten vielleicht vor Wochen zum letzten Mal geschminkten Gesichtern Schmutz und Schweiß anmutige Streifen ziehen — Schwärme von bedächtigen, freudlosen Kindern, die Knaben oft als Mädchen gekleidet, um die neidischen Götter zu betrügen, die es verschmähen, an dem seelenlosen Geschlecht ihren Zorn auszulassen — Mandarine und Bettler, Prinz und Bauersmann, in Seide oder in Lumpen, Alle gleich ungewaschen und übelriechend, bilden sie doch in ihrer Gesamtheit ein kaleidoskopisches Bild, dessen man nicht müde wird.

Der Rahmen, der das bewegte Bild einschließt, ist nicht weniger fremdartig und überraschend: Hier eine breite Verkehrsstraße, in der baufällige Bretterhäuschen und Hütten aus geflochtenem Bambus sich unnötig breit machen, an beiden Seiten geschmückt mit der zierlich geschnitzten und vergoldeten Holzbekleidung enormer Ladenfronten und belebt durch eine Fülle grellbunter Schilder, Fahnen und Wimpel und vielfarbiger Tapeten, dort ein Eckchen der geheimnisvollen rosa Mauern, hinter denen sich, im Herzen der Stadt, das Allerheiligste, die gelben

Ziegeldächer der kaiserlichen Paläste erheben, das selbstgewählte goldene Gefängnis des „Einsamen", des „Hohen und Erhabenen", des „Herrschers über zehnta usend Jahre". Dort der dunkle Bogen des Chunman-Chores, durch das man über die Bettlerbrücke, dem elenden Rialto Pekings, aus der Tartarenstadt in die Chinesenstadt gelangt; dort an der Kreuzung der belebtesten Straßen ein großartiger Triumphbogen einem tugendhaften Mädchen errichtet, das, einem der klassischen Muster kindlicher Pietät nacheifernd, sich des Nachts entkleidete, um die Moskitos von der Lagerstätte der Eltern abzuziehen — dort ein Labyrinth enger Gäßchen, jedes mehr oder weniger von einem besonderen Gewerbe mit Beschlag belegt, der große Bazar der chinesischen Stadt, wo Alles, von den kostbarsten Perlen chinesischer Kunst an bis zu den schlimmsten Produkten chinesischen Verfalls verhandelt wird — dort ein geräumiger buddhistischer Tempel, in dem die friedliche Gestalt Buddhas „des Mitleidigen", inmitten wild ausschauender, scheußlicher Götzen, von ungewohntem Pathos beseelt erscheint, oder wiederum in einem stattlichen Hain von Silbercedern ein ernster, edler Hallenbau, dem Andenken des Confucius geweiht, dessen hochsinnige Aphorismen in goldenen Buchstaben von den massiven Säulen und der holzbekleideten Decke herableuchten und sich wie eine bittere Satyre ausnehmen, auf das ganze soziale System, das sich unter dem Deckmantel der hochtönenden Philosophie des Meisters noch immer breit macht. Dort, im Beamtenviertel die Regierungs-Namêns, an und für sich unauffällig genug, an einen derer sich aber stets dunkle und traurige Erinnerungen anknüpfen werden, denn hinter den hohen, roten Mauern des Strafamtes endete der schmähliche Verrat, der im Jahre 1860 eine kleine Schar

tapferer Engländer den Chinesen in die Hand spielte, mit der noch schmählicheren grausamen Folter, die wohl die physische Widerstandskraft erschöpfen, aber nie die starken Herzen brechen konnte — und hinter Palästen und Hütten die bemalten Tempeldächer und die vielen belaubten Bäume überragend, taucht immer wieder die lange Reihe des zinnengekrönten Mauergürtels auf, grau und düster in geheimnisvollem Alter.

So unvergleichlich die anziehenden oder abstoßenden stets wechselvollen Bilder, die fortwährend den Europäer fesseln und verwirren, auch sind, es kostet ihm doch nicht wenig Überwindung, seine Neugierde und Schauluft zu befriedigen. Alle Sinne leiden zu gleicher Zeit. Das Auge wird durch den Anblick empörender Zustände verletzt, das Ohr leidet unter dem wüsten Lärm, den fast unheimlich klingenden Lauten einer äußerst unharmonischen Sprache, der Geruchssinn durch ekelerregende, durchdringende Düfte. Während der trockenen Jahreszeit sinkt sein Fuß bis an den Knöchel in Staub ein, bei nassem Wetter muß er Schmutzpfützen durchwaten, und der Schmutz wie der Staub bestehen aus dem unbeschreiblichen Koth einer nicht drainierten Stadt, in der alle Straßen-Abzugskanäle, die Stufen aller Häuser Aborte sind. Wohin der Fremde sich auch wenden mag, überall umgiebt ihn Haß und Verachtung. Alle Denkmäler der reichen Vergangenheit sind ihm nach und nach verschlossen worden, und gelingt es ihm trotzdem, sich durch Geld den Eintritt zu verschaffen, so muß er sich häufig den Rückweg erkämpfen. In dem schönen, den Himmelstempel umgebenden Park, hatte die kleine englische Kolonie noch einige Jahre nach dem Kriege im Jahre 1860, ihren Criquetplatz; jetzt kann man nur noch von der nahegelegenen Stadtmauer aus einen Blick auf die

blaue Kuppel und die weiß marmorne Plattform werfen, von der aus in der Nacht der Winteräquinoktien der Sohn des Himmels allein im Angesicht des elterlichen Firmaments anbetend, als höchster Mittler zwischen Himmel und Erde, Opfer bringt. Auch andere Tempel zu betreten ist verboten, wenn es auch manchmal, sonderbarer Weise zumeist Dank der freundschaftlichen Beziehungen unserer Missionare zu chinesischen Priestern gelingt, sie „sub rosa“ zu besichtigen. Sogar der Zutritt zu den Stadtmauern wird seit Kurzem nicht mehr gestattet, obwohl die Thorwächter selten einem kleinen Trinkgeld widerstehen können. Den Ausländer verfolgt und begleitet überallhin, außer in der unmittelbaren Nähe der auswärtigen Gesandtschaften, die größte Neugierde und offene Feindseligkeit. Ausbrüche dieser Stimmung kommen nur selten vor, doch wurden kürzlich, während meines Aufenthaltes in Peking, Engländer, die aus der Stadt zurückkehrten außerhalb des Antingman-thores, desselben, daß sich dem englischen Heere im Jahre 1860 ergab — von chinesischen Soldaten mit Steinwürfen empfangen. Immerhin sind Beleidigungen und häßliche Flüche nichts Ungewöhnliches, und es war manches Mal bei dem Ausritt des britischen Gesandten, trotz seiner gewöhnlichen Eskorte chinesischer Vorreiter ratsam, eine schnellere Gangart anzuschlagen, um nicht die wenig angenehme Aufmerksamkeit einer lärmenden Menge zu erregen. Eine gewisse hochmütige Verachtung über die fremden Barbaren ist stets der lauten Lustigkeit des Pekinger Pöbels, selbst in ihrer harmlosesten Äußerung, beigemischt.

Nach dem Trubel des Pekinger Straßenlebens wirkt die wohlthuende Stille, die in den europäischen Gesandtschaften oder in den wenigen in Peking vorhandenen euro-

päischen Wohnungen herrscht, wie eine Oase des Friedens und der Ordnung. Der schönste und geräumigste Botschaftspalast ist jedenfalls der englische, der, ursprünglich das Besitztum eines chinesischen Prinzen, noch das originelle, malerische Äußere chinesischer Architektur beibehalten hat, während er im Inneren durch europäischen Geschmack und Behaglichkeit auf das Angenehmste ausgestattet ist. Die britischen Soldaten in den wohlbekannten roten Röcken, die vor dem Hause exercierten, gaben dem stattlichen Bilde wohl noch einen besonderen heimatlichen Reiz. Während des Winters waren nämlich, um etwaigen Unruhen vorzubeugen, fast alle Gesandtschaften mit einer Leibwache von den Kriegsschiffen im Golf von Petschili versehen worden, die seitdem zurückgezogen worden ist, selbstverständlich nicht aus dem Grunde, den die Pekinger Zeitung angab. Mit gewohnter Wahrhaftigkeit behauptete dies Blatt nämlich, daß die chinesische Regierung die europäische Truppe nur während des Krieges geduldet, aber bei dem Friedensschluß ihre Entlassung befohlen habe. Ich möchte bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß keins der fremden Truppendetachements in Peking ein besseres Beispiel europäischer Disziplin und Verläßlichkeit gegeben hat, als die englische Marinetruppe und daß sie sich in der Stadt wahre Freunde und herzliches Wohlwollen erworben hat. Die Wache, die die chinesische Behörde ebenfalls jeder Gesandtschaft stellte, schien fast nur dazu da, um den Kontrast zu betonen. Die „Tapferen", die in der Gesandtschaftsstraße lagerten, waren der Auswurf der Kulis, altersschwache Greise und halbwüchsige Burschen in zerlumpten Uniformen und in der unglaublichsten Art bewaffnet, lungerten sie fast immer in ihren stickigen Zelten herum, oder schlenderten müßig auf der Straße einher, mit bösen Blicken ihre Schutzbefohlenen, „die aus-

ländischen Teufel" verfolgend und legten mit ihren drohenden Mienen eine neue Deutung des Wortes „Quis custodiet ipsos custodes" nahe.

Des Nachts werden nicht nur die äußeren Stadtthore Pekings geschlossen, sondern auch diejenigen, welche die verschiedenen Viertel trennen. Einige kümmerliche Oellampen dienen nur dazu, das Dunkel erkennbar zu machen, während fast ebensoviel Geld, wie die Erleuchtung Londons beansprucht, bei dieser Gelegenheit in die Taschen der Mandarine verschwindet. Es ist ebenfalls durchaus chinesisch, die einzige Telegraphenstation Pekings nicht in das Tartarenviertel, wo sich der kaiserliche Palast, die Gesandtschaften, die Staatsämter und die Wohnungen der Beamten befinden, zu verlegen, sondern in die äußeren Chinesenviertel; da nun auch die inneren Thore geschlossen werden, ist Peking von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang von jeglicher Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten.

Ich habe im Vorstehenden versucht, die Eigentümlichkeiten kurz zu skizzieren, die sich auch dem flüchtigen Beobachter aufdrängen und die Peking von den Hauptstädten aller anderen Länder unterscheiden, so wie sie auch die noch größeren Verschiedenheiten andeuten, die China von der übrigen Welt trennen. Kenntnis des Arbeitsfeldes der europäischen Diplomatie in Peking ermöglicht vielleicht einen Einblick in die Schwierigkeiten, mit denen sie, als Vermittlerin einer unbekannten Welt, einer dem chinesischen Sinne absolut fremden, unbegreiflichen Denkweise zu kämpfen hat.

Fünftes Kapitel.

Der Tsung-li-Yamên.

Die Vertreter der fremden Mächte haben in Peking keinerlei persönlichen Verkehr mit dem Hof. Nach langem und hartnäckigen Kampf ist es ihnen endlich gelungen, die formellen Audienzen in einer, dem Gefühl ihrer Würde entsprechenden Weise, zu gestalten. Die Botschafter mit ihrem Stabe begeben sich in eine der Hallen des kaiserlichen Palastes und werden, gemeinsam oder einzeln dem Hofceremoniell entsprechend, durch besondere Würdenträger in den Thronsaal geleitet, wo der Kaiser unbeweglich auf einem erhöhten Podium sitzt und die tiefen Verbeugungen mit kaum .merklichem Neigen des Hauptes erwidert. Der Gesandte verliest eine Rede in seiner Landessprache, und es werden dann Übersetzungen in Chinesisch und in Mantchu, der Sprache der herrschenden Dynastie, vorgelesen; dann nimmt der dienstthuende Staatssekretär das Original aus den Händen des Gesandten, und, nach wiederholten tiefen Verneigungen, trägt er es die Stufen des Thrones hinauf und legt es auf einen niedrigen Tisch vor dem Kaiser. Bis vor Kurzem stieg der Beamte die Seitentreppe zur Rechten oder Linken von dem Thronsessel hinauf, aber nach dem Kriege setzte der neue japanische Gesandte, Herr Hayashi durch, daß sein Beglaubigungsschreiben die Mitteltreppe, angesichts des Sohnes des Himmels, hinauf getragen würde. Die eigentümlichen Umstände, unter denen diese Neuerung zu Stande kam, machten sie begreiflicherweise besonders bedeutungsvoll.

Der Kaiser flüstert dem neben ihm knieenden Staatssekretär einige Worte allgemeiner Höflichkeit und Anerkennung

zu, die dieser dem Botschafter übermittelt; damit ist die Audienz beendet, die einzige Gelegenheit, die sich einem Ausländer bietet, die „verbotene Stadt“ zu betreten. Es schließt sich nicht wie in anderen Ländern des Orients Sitte ist, eine Privataudienz an, durch die dem Herrscher des Landes und dem Vertreter eines auswärtigen Herrschers, Gelegenheit zu vertraulicher Mitteilung geboten würde, und so sind die Pekinger Audienzen eine reine Form, deren Wert einzig in der öffentlichen Anerkennung der Gleichberechtigung der europäischen Mächte mit China liegt.

Den geschäftlichen Verkehr zwischen den Gesandtschaften und den chinesischen Behörden vermittelt der Tsung-li-Yamên, das Auswärtige Amt Chinas, ein Zugeständnis, das die englisch-französische Expedition im Jahre 1861 zur Anknüpfung diplomatischer Beziehungen der widerstrebenden chinesischen Regierung abtrotzte. Zu Beamten wurden Prinz Kung, ein jüngerer Bruder des damaligen Kaisers Hien Fröng, der Staatssekretär Kwei Liang und der Departements-Vizepräsident Wen-Hsiang ernannt. Man ahnte damals in der Wahl dieser drei einflußreichen Persönlichkeiten das endgültige Aufgeben der Politik hochmütiger Verachtung, der das Reich der Mitte in Bezug auf die „ausländischen Barbaren“ bis dahin gehuldigt hatte; ging diese Erwartung auch nicht im weitesten Sinn in Erfüllung, so beweist doch die Wahl der Elemente, die den Tsung-li-Yamen ausmachen, eine gewisse Anerkennung der Bedeutung, die den Beziehungen zum Ausland in Zukunft eingeräumt werden muß. Durch allmähliches Anwachsen ist die Mitgliederzahl auf zehn gestiegen, eine Zahl, die jetzt als Norm gilt; allerdings erscheinen während der Geschäftsstunden meist nur sechs der Herren. Findet eine Unterredung mit einem der Gesandten statt, so sind

stets drei Mitglieder zugegen, abgesehen von den Schreibern und den Dienern, die Thee, Süßigkeiten und Pfeifen herumreichen; die Schwierigkeiten, mit so Vielen umzugehen und etwas von ihnen zu erreichen, besonders da Keiner irgend welche Verantwortung übernehmen will, und Alle es beim Reden belassen möchten, bedürfen kaum der Erwähnung. Die intimen Beziehungen des Tschun-Tschi-Tschû, des Geheimen oder großen Staatsrats, dessen Mitglieder fast alle auch dem Tsung-li-Yamên angehören, sichern diesem im Inlande besonders Gewicht und Einfluß. Der Geheime Staatsrat, die höchste Versammlung des Reiches, hält seine Sitzungen täglich, oder richtiger nächtlich, zwischen drei und fünf Uhr morgens, in Gegenwart des Kaisers ab; während des Krieges ist die Zahl seiner Mitglieder, die früher fünf betrug, auf sieben gestiegen.

Nachdem im Jahre 1876 erfolgten Tode Wen-Hsiangs, des zweifellos tüchtigsten Beamten des Tsung-li-Yamên, blieb von den ersten Mitgliedern Prinz Kung allein übrig, der bis zu seinem Sturz, aus Anlaß des französisch-chinesischen Conflikts 1884, Präsident des Amtes war, dann wurde Prinz Tsching, ein entfernter Verwandter der kaiserlichen Familie zum Haupt des Tsung-li-Yamên ernannt. Prinz Kung, damals dreiundfünfzig Jahre alt, verlebte die nächsten zehn Jahre in größter Einsamkeit und trat in keiner Weise vor die Öffentlichkeit; sein einziges Interesse während der ihm aufgezwungenen Muße schien der Bau und die Instandsetzung buddhistischer Tempel zu sein. Als aber der Krieg im Jahre 1894 ausbrach, wurde er plötzlich zurückberufen, und das Präsidium des Tsung-li-Yamên und des Geheimen Staatsrates ihm auf's Neue übertragen. Er war in dieser Zeit sehr gealtert, und weder die Energie, mit der er einst die Friedensverhandlungen

mit Lord Elgin geführt, noch die kühne Entschlossenheit, die er an den Tag legte, als er nach dem Ableben seines Bruders, des Kaisers Hien Föng die Regentschaft stürzte, kann jetzt noch von ihm erwartet werden. Da auch seine Gesundheit sehr gelitten hat, kommt er nur noch selten in den Yamên.

Prinz Tsching, der seit der Rückkehr des Prinzen Kung mit der zweiten Stelle vorlieb nehmen muß, ist ein höflicher Mandschure, etwas über fünfzig Jahre alt; er hat nie bedeutende Fähigkeiten gezeigt — nicht einmal nach chinesischen Begriffen, nach denen allein die chinesischen Staatsmänner beurteilt werden können, und nur seine Geburt berechtigt ihn zu den hohen Ämtern, die er bekleidet. Sein Amt scheint ihm aber nicht mehr zuzusagen, und sein Interesse daran hat sehr nachgelassen. Wegen der Reibungen, die wie es scheint zwischen dem Präsidenten und ihm vorgekommen sind, hat er in letzter Zeit mehrmals um seine Entlassung gebeten, die der Kaiser aber auf das Entschiedenste verweigert hat.

Nur noch drei der übrigen Mitglieder, aus denen der Tsung-li-Yamên während meiner Anwesenheit in Peking bestand, erregen besonderes Interesse, und seit der Zeit haben zwei dieser drei Herren sich in's Privatleben zurückgezogen. Sun-Yü-Wen, der zehn Jahre dem Yamên angehört hat, wurde allgemein als der geschickteste Geschäftsträger desselben angesehen. Er besitzt in hohem Maße jenes instinktive Verständnis auswärtiger Angelegenheiten, das in China die Stelle erworbener Kenntnisse vertritt, und ist einer der wenigen chinesischen Beamten, die etwas von Handelspolitik verstehen. Während seiner Amtszeit haben wohl kaum wichtige Verhandlungen stattgefunden, an denen er nicht in hervorragender Weise teilgenommen hätte und

fast immer in versöhnlichem, maßvollen und klugen Sinne. Seine Landsleute schätzen ihn fast ebenso sehr, weil er der Schwiegervater des jetzigen Herzogs Confucius, des ältesten direkten Nachkommen des Meisters ist, als wegen seiner bedeutenden Stellung in der politischen Welt.

Hsü-Yung-I, der sich ebenfalls kürzlich zurückgezogen hat, schien als hochkonservativer Chinese das Recht permanenter Reaktion gepachtet zu haben. Engherzig und unduldsam ähnelt er einem kleinlichen Anwalt, der stets Formfehler in des Gegners Beweisführung sucht, und, um eine persönliche Niederlage zu vermeiden, ohne Zögern die wichtigste Sache opfert. In seiner zweifachen Eigenschaft als Mitglied des geheimen Staatsrates und als Lehrer des Kaisers, durch die ihm steter Zutritt gesichert war, hatte er das Vertrauen des Sohnes des Himmels in ungewöhnlichem Maße erworben, und seinem Einfluß wird die anfängliche Auflehnung des jungen Herrschers gegen die tyrannische Vormundschaft der Kaiserin-Regentin zugeschrieben. Da er die verzwickten Wendungen des chinesischen Bureaustyles vollkommen beherrschte, so stammen wohl die meisten kaiserlichen Erlasse aus seiner Feder, und er verdankt den riesigen Einfluß, den er im Palast ausübt, mindestens ebenso sehr seiner geschickten Schreibweise wie seiner ruhelosen Energie.

Er war die Seele der Kriegspartei, und hätte lieber sein Vaterland ins sichere Verderben gestürzt, als den Forderungen der Japaner nachgegeben. Man sieht ihm seine siebzig Jahre nicht an, und würde ihn stets für einen Fünfziger halten; ein sehniger plebäischer Körperbau und eine gewisse Schroffheit des Wesens zeichnen ihn vor seinen höflicheren und glatteren, aber schwächlicheren Kollegen aus. Man sagt auch, daß er wie Tschang-Tschi-Tung, dem er

moralisch, wenn auch nicht intellektuell verwandt ist, über die Versuchungen des Mammon erhaben sei. Er repräsentiert in der That den Typus der höchsten Vaterlandsliebe, deren der Chinese fähig ist, die sich allerdings nur in sinnloser Ergebenheit an Formelwesen zu äußern vermag. Jede Veränderung erscheint ihm an und für sich ein Unrecht und die Vergangenheit wird, bloß weil sie Vergangenheit ist, auf Kosten der Gegenwart und der Zukunft verehrt. Dieser Art Patriotismus kann jedenfalls Ueberzeugungstreue nicht abgestritten werden, sind doch Chinesen, deren sonstiges Leben auf kein höheres Ideal schließen läßt, bereit, dafür zu sterben. Der jetzige Kaiser wurde durch eine Palastrevolution als kleines Kind auf den Thron gehoben und nach den Satzungen der strengsten Orthodoxie fehlt ihm die unentbehrliche direkte Abstammung; als er nun vor einigen Jahren volljährig geworden war und zum ersten Male vor den Ahnentafeln an gewissen Opfer-Zeremonien teilnehmen sollte, da beging ein hoher Würdenträger vor seinen Augen Selbstmord, um seinen, in einer ausführlichen Abhandlung dargelegten Protest, den er vorher dem Kaiser knieend überreicht hatte, eindringlicher zu betonen.

Eine andere, vollkommen verschiedene Diplomatenschule, die sich dem Typus Li-Hung-Tschangs nähert, wird im Tsung-li-Yamên durch Tschang-Yin-Huan vertreten, der ein Schützling des Vizekönigs von Petschili ist, und wie dieser die Leiter des Beamtenstandes von der untersten Sprosse aus erklommen hat. Aus Canton gebürtig, hat er in seiner Stellung als chinesischer Gesandter in den Vereinigten Staaten, in Spanien und Peru noch mehr Gelegenheit gehabt, als sein Schutzpatron, sich mit unseren Ideen zu befreunden, und wenigstens privatim spricht er die größte Anerkennung derselben aus; aber er verdankt die Stellung,

die er inne hat, weniger seiner im Ausland erworbenen Erfahrung, als der genauen Kenntnis der Mittel, die in der Heimat den Weg zum Vorwärtskommen ebnen. Leichtlebig, selbstsüchtig und charakterschwach, ist er nicht der Mann, seine Chancen zu verspielen und die Versuche wieder aufzunehmen, die der kürzlich verstorbene Marquis Tseng nach seiner Rückkehr von Europa als hoffnunglos aufgab. Dieser, der frühere chinesische Gesandte in London, hatte durch sein liebenswürdiges Wesen, sein verständiges Anerkennen und Genießen des europäischen Lebens, durch seine Begabung und Tüchtigkeit und durch einen, „Das Erwachen Chinas" betitelten Artikel in „Blackwoods Magazine" sich den Ruf eines ernsten und klarblickenden Reformators erworben. Mit dem dramatischen Talent des Chinesen begabt, gelang es dem Marquis Tseng auf der europäischen Bühne einen großen Erfolg zu erringen, und, bewußt oder unbewußt, streute er uns unglaublich viel Sand in die Augen. Der Optimismus in England kannte keine Grenzen mehr, als er nach China zurückberufen wurde und einen Sitz im Tsung-li-Yamên erhielt. Allein der Marquis Tseng der chinesischen Gesandtschaft in London und der Marquis Tseng des Tsung-li-Yamên in Peking erwiesen sich bald als verschiedene Persönlichkeiten. Man könnte schwerlich genau bestimmen, inwiefern persönliche Neigung oder Druck von oben die Veränderung bewirkten, die sich in vollkommener Unkenntlichkeit äußerte.

Es wäre thöricht, anzunehmen, daß der Geist, der den Tsung-li-Yamên beherrscht, Kenntnis Europas und Erfahrung in den dortigen politischen Verhältnissen, ohne Mißtrauen und Haß betrachten sollte. Von den zehn Mitgliedern der Behörde hat nur Tschang-Yin-Hsian jemals Chinas Grenzen überschritten, und Yung-Lu, der

Gouverneur der Stadt Peking, ist der einzige, der während seiner Beamtenlaufbahn auch außerhalb Pekings als Tartaren-General in Hsiang-Fu gedient hat. Das beweist doch nur, daß die Mehrzahl der Beamten, denen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Chinas anvertraut ist, ihr Leben in einer Stadt und in einer Umgebung, die im heutigen Europa nicht ihresgleichen finden würde, zugebracht haben; nur in den allgemeinsten und gröbsten Zügen würden die heutigen chinesischen Verhältnisse vielleicht mit den europäischen in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters Ähnlichkeit haben.

Mir wurde, während meines Aufenthaltes in Peking, die Ehre eines Interviews mit dem Tsung-li-Yamén gewährt, eine Vergünstigung, die meines Wissens noch keinem Europäer, der nicht eine offizielle Stellung innehat, zu teil geworden ist, und so bot sich mir die Gelegenheit, mit den chinesischen Excellenzen die brennendsten Tagesfragen zu erörtern. Der Eindruck, den ich während dieser Stunden empfing, war der, daß die ganze europäische Weltanschauung den Chinesen ebenso fremd ist, wie die Sprache, deren wir uns bedienen. Die Weisheit ihrer Meister, das Alpha und Omega ihrer so gerühmten Erziehungsweise aus allgemein gehaltenen Aphorismen bestehend, hat ungefähr denselben Einfluß auf ihr Thun, wie die trefflichen Gemeinplätze, die wir alle in früher Jugend seitenweise in der Schönschreibestunde abschreiben mußten, auf die Bildung unseres Charakters gehabt haben. Geschichte und Geographie, die Erfolge der Wissenschaft, die Lehren der Volkswirtschaft, die Zustände, die die Politik europäischer Staaten bedingen, der Einfluß der öffentlichen Meinung oder der Presse, parlamentarische Einrichtungen — das sind alles für sie nur leere Worte. Es ist verlorene Mühe, im

Verkehr mit ihnen an Ehrgefühl und Patriotismus zu appellieren, die, wenn sie überhaupt vorhanden sind, in uns absolut unverständlicher Weise zu Tage treten, und ebenso zwecklos ist es, ihnen die Lehren der Politik ins Gedächtnis zurückzurufen, da alles, was außerhalb ihrer eigenen beschränkten Erfahrung liegt, ihnen ein Buch mit sieben Siegeln ist. Die Herren berührten im Gespräch das Thema des europäischen Gleichgewichtes, trotzdem scheinen Oesterreich und Holland ihnen recht unklare Begriffe zu sein, und jedenfalls steht in ihren Augen das letztgenannte Reich als Kolonialstaat bei Weitem höher. Auch Tunis wurde beiläufig erwähnt und ich konnte feststellen, daß sie sich der Existenz dieses Staates überhaupt nicht bewußt waren, ebensowenig wie der einer französischen Provinz in Afrika, während sie, wahrscheinlich aus französischen Quellen, über die Lage Egyptens wohl unterrichtet waren. Es ist nicht leicht, mit ihnen auch nur die Fragen materieller Entwickelung zu erörtern, wenn einer der Herren ganz kühl die Ansicht vertritt, daß allein das Fehlen der Eisenbahnen in China, Peking während des Krieges gerettet habe.

China kennt die Welt des Europäers nicht und will sie auch nicht kennen lernen. Außer den geschäftlichen Beziehungen und einigen formellen Besuchen bei gewissen Anlässen unterhalten die Mitglieder des Tsung-li-Yamên keinerlei geselligen Verkehr mit den auswärtigen Vertretern, die sie nur einmal im Jahre, gelegentlich eines offiziellen Bankettes bei sich sehen. Der eine oder der andere mag wohl dann und wann eine Einladung zu einem der Gesandten annehmen, aber Keiner darf sich häufig im Hause eines Europäers sehen lassen ohne Mißtrauen und Verleumdung hervorzurufen. Nicht einmal die armen Literaten, die notgedrungen als Schreiber in den Gesandtschaften ihr

Brot verdienen, werden sich soweit kompromittieren, ihre Vorgesetzten zu grüßen, wenn sie ihnen auf der Straße begegnen. Die ganze Atmosphäre Pekings ist von Haß und Verachtung der Fremden durchdrungen, die Straßenjungen, die dem vorübergehenden Europäer häßliche Beiworte nachrufen oder aus sicherer Entfernung mit Schmutz und Steinen nach ihm werfen, haben nur den jugendlichen Mut, einer Meinung Ausdruck zu geben, die die vorsichtigeren Erwachsenen nur durch böse Blicke und halblaute Flüche zu äußern wagen; die unteren Klassen folgen natürlich dem Beispiel von oben. Inbezug auf ein eigenes Erlebnis, konnte ich den Herren des Tsung-li-Yamên sagen, daß solange ein höherer Beamter sich davor fürchtet, einen Fremden zu sich einzuladen und ihm rät, nicht zu Pferde oder in einer Sänfte zu ihm zu kommen, sondern sich lieber eines geschlossenen Pekinger Karrens zu bedienen- damit sein Kommen kein Aufsehen errege und das Ansehen des Wirtes vor den Nachbarn gesichert sei, solange sei auch kein freier Verkehr möglich. Aus freundschaftlichen und ungezwungenen Beziehungen kann sich allein eine größere gegenseitige Achtung der Interessen und des Wesens zwischen Eingeborenen und Fremden entwickeln. „Sie beklagen sich, daß wir Europäer Sie mißverstehen und falsch beurteilen, weil wir Sie nicht genug kennen, aber Sie bieten uns gar keine Gelegenheit, Sie besser kennen zu lernen und verhehlen kaum Ihre Abneigung uns näher zn kommen. Die Tonangebenden des Landes halten sich ostentativ fern von uns, und es ist nur natürlich, daß die Untergeordneten sich in ihrem Betragen nach ihnen richten. Jeder Einzelne und ebenso jedes Volk kann etwas von dem anderen lernen, aber China ist wie Einer, der sich einbildet, er könne genau erfahren, wie alle

seine Mitmenschen aussehen, wenn er nur sein eigenes Gesicht im Spiegel studiert und bewundert.“ Die Herren verneigten sich in höflicher Zustimmung, aber Hsü-Yung-I gab durch seinen Ausdruck zu verstehen, daß er jedenfalls von meinem Gesicht ganz genug gesehen habe.

Nicht nur die offiziellen Vertreter der europäischen Mächte werden von den oberen Klassen Chinas zehn Schritte vom Leibe gehalten, auch den Europäern in ihren Diensten ergeht es so. Wenn einer durch seine Dienstleistungen das vollkommene Vertrauen der chinesischen Regierung verdient hätte, so ist das gewiß Sir Robert Hart, der General-Inspektor der Marinezölle. Er hat die einzige zuverlässige Verwaltung in China begründet und hat dadurch die einzige sichere Einnahme geschaffen, auf die der chinesischen Regierung Kredit geschenkt werden kann. Wie in aller Welt kann China hoffen, ohne die Einkünfte der Marine-Zölle, die Kriegsentschädigung aufzubringen? Und trotz dieses hervorragenden Anrechtes auf Dankbarkeit, trotz der unzähligen Beweise seiner Hingabe an die Interessen Chinas, hat er nicht einmal die Anerkennung, geschweige denn die Stellung erlangt, zu der er als erprobter Freund und Ratgeber gewiß berechtigt war. Was leider wahr ist mehr inbezug auf Sir Robert Hart, ist ebenso anwendbar auf Kapitän Lang und auf jeden anderen Ausländer, der in chinesischen Diensten in selbstloser Treue sein Möglichstes thut, um einen heilsamen Einfluß auszuüben.

Li-Hung-Tschang soll den neuesten Berichten zufolge zunächst Staatssekretär in Peking bleiben und in Gemeinschaft mit dem Tsung-li-Yamên, die Verhandlungen über die neue Handelskonvention mit Japan (Art. VI des Vertrages von Shimonoseki) führen. Ob er schließlich wieder zu Ehren gelangt oder ob die tiefste Ungnade ihn

noch erwartet, wenn er das Odium des Vertrages, den die Chinesen ihm persönlich zur Last legen, vollkommen ausgekostet hat, wird die Zukunft lehren. Es könnte für den Vice-König und seine Anhänger günstig ausgelegt werden, daß Htsü-Yung-I, das Haupt der reaktionären Partei entlassen worden und Sun-Yü-Weu auf sein wiederholtes Bitten der Abschied gewährt worden ist, nur gehören die beiden neuen Mitglieder des Tsung-li-Yamên, Weng-Tsung-Ho, der Lehrer des Kaisers, und Li-Hung-Tso, der Erzieher des früheren Kaisers, zu der allerreaktionärsten Clique der Palast-Intriganten. Es ist auch noch mindestens fraglich, ob Li-Hung-Tschang wieder zu Gnaden angenommen, seinen Einfluß dahin geltend machen wird, um in dem Beamtenkreise der Hauptstadt jenen fremden freundlichen Geist einzuführen, den er in seinem Namen in Tientsin zu zeigen pflegte. Augenblicklich wird seine Autorität durch die bevorzugten Ratgeber des Kaisers verspottet, und der Hauptzweck seiner Berufung nach Peking scheint es gewesen zu sein, ihn mit Ruhe und Sicherheit „auszupressen", ein Verfahren, dem jeder große Mandarin, der sich in der Provinz genügend bereichert hat, unterzogen wird und das inbetreff Li-Hung-Tschang's jedenfalls ganz besonders einträglich zu werden verspricht.

Aus der obigen Schilderung geht hervor, in welchem Maße die Vertreter der Mächte innerhalb der enggezogenen Grenzen des geschäftlichen Verkehrs, von jeder Gelegenheit gesellschaftlichen Umganges, wie er in anderen Ländern zur Bereicherung ihrer Kenntnisse und zur Ausdehnung ihres Einflusses dient, abgeschnitten sind. Es giebt auch keinen Austausch der Meinungen, der sie in die vollkommen fremden Verhältnisse einführen könnte. In der Hauptstadt erscheint nur ein einziges Blatt, die „Pekinger

Zeitung", die außer den offiziellen Berichten, den kaiserlichen Erlassen und Verfügungen nur eine mehr oder weniger fabelhafte Chronik der Ereignisse bringt. Zwischen den Zeilen wird man das geheimnisvolle, verborgene Leben Chinas wohl fluten sehen können, aber nicht mit Unrecht ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß ein Europäer, der sich mit den Chinesen so eingelebt hätte, daß er die Geheimnisse ihres Lebens aufdecken könnte, in gewisser Weise die Fähigkeit verloren haben würde, die Ergebnisse seiner Forschung klarer darzulegen, als es die ursprünglichen Logogryphen der Pekinger Zeitung thun. Denn das Merkwürdigste, das einem in China begegnet, ist die geistige Fascination, welche die eigentümliche Umgebung auf den Europäer ansübt. Hat er erst nach längerem Aufenthalt die Sprache, die Sitten und die Denkweise des Volkes gründlich kennen gelernt, dann scheint mit seinem Gehirn eine gewisse Umwandlung vorgegangen zu sein, durch die er im europäischen Sinne gebrauchte Ausdrücke sogar Thatsachen unwillkürlich in chinesischem Geiste auslegt.

Die große Mauer, die China im Mittelalter zum Schutz gegen die eindringenden Horden aus Central-Asien errichtete, steht schon lange zwecklos da und zerfällt allmählich, aber noch steht die festgefügte Mauer geistiger Versteinerung und gesellschaftlicher Abschließung, hinter der die chinesische Staatskunst dem Einfluß der Diplomatie zu trotzen sucht. Ich habe dies besonders hervorzuheben gesucht, denn die englische Politik, die seit zwanzig Jahren auf den vergeblichen Versuchen beruht, in China Vertrauen und Sympathie zum Zwecke friedlicher Interessengemeinschaft zu gewinnen, mußte an der absoluten Unnahbarkeit des chinesischen Wesens, an dem zähen Widerstande gegen jegliches Eindringen europäischen

Geistes scheitern. China war klug genug, uns unsere Illusionen zu lassen und unseren gutgemeinten Predigten scheinbare Ehrerbietung zu zollen, solange weiter nichts von ihm verlangt wurde, aber freundliche Überredung konnte hier keinen dauernden Einfluß gewinnen. Die Betrachtung, daß es der Diplomatie Rußlands und Frankreichs gelungen ist, einen Augenblickserfolg in Peking zu erzielen, soll gewiß nicht unsere dortige Vertretung tadeln; denn obwohl die Vertreter Rußlands und Frankreichs sich hüteten, die Grenzen diplomatischen Vorgehens zu überschreiten, so legten sie es doch sehr nahe, daß ihre Thaten sich möglicherweise nicht von diesen Grenzen binden lassen werden. Die kühne und entschlossene Politik, mit deren Ausführung die Kabinette von Paris und St. Petersburg ihre Vertreter in Peking, Herrn Gérard und den Grafen Cassini beauftragt hatten, ermöglichte es diesen Herren, jeder Widerrede physische Übermacht entgegenzustellen, und solange die Chinesen Chinesen bleiben, ist das das einzige Argument, das sie sich von Europäern gefallen lassen. Chinesen und Europäer bewegen sich in vollkommen verschiedenen Sphären, die nur einen Berührungspunkt, das physische Übergewicht haben, und nur von diesem Punkte aus kann man China bezwingen. Dies schon vor Lord Rosebery's Regierung von der englischen Politik verlassene Prinzip ist, seit Lord Salisbury's Rückkehr an das Ruder, in unseren Beziehungen zu China wieder mehr hervorgetreten, und so hat Sir Nicolas O' Conor, noch ehe er Peking verließ, die Freude gehabt, den Boden endgültig wieder zu gewinnen, den er, trotz des hoffnungslos erscheinenden Kampfes, keinen Augenblick aufgegeben hatte.

Sechstes Kapitel.

Die fremden Mächte in Peking.

Ein großer Krieg pflegt die Interessen und Beziehungen der neutralen Zuschauer kaum weniger zu berühren, als die der kämpfenden Parteien. Die Wahrheit dieses Satzes hat sich wohl selten in so überraschender und dramatischer Weise gezeigt, wie in den Veränderungen, die der Krieg zwischen China und Japan in der Stellung der auswärtigen Mächte zu einander hervorgerufen hat. Es ist klar, daß die Niederlage Chinas, an und für sich gewiß bedeutsam, nicht allein eine so schnelle Verschiebung des politischen Einflusses in Ostasien bewirken konnte, wie England sie zu seinem Nachteil erfahren hat. Durch diese Verschiebung ist aber der wahre Wert einer vorerst unbekannten Quantität bekannt geworden und diese erscheint bedeutend geringer, als wir vorher auf Grund unzuverlässiger Quellen annahmen. Vor dem Kriege glaubten wir uns zu der Annahme berechtigt, daß die Macht Groß-Britanniens in Ostasien vermehrt um diese Quantität X., die die latenten Kräfte eines uns freundschaftlich gesonnenen China vorstellt, größer, oder wenigstens ebenso groß sei, als die Macht unserer Rivalen, vermindert um X. Jetzt ist X. gefunden, und abgesehen davon, daß es quantitativ sehr viel geringer ist als wir annahmen, erhellt plötzlich, daß es auf die andere Seite der Gleichung gehört und somit garnicht für uns in Betracht kommt. Außerdem tritt mit dem Aufblühen Japans zu einer bedeutenden Land- und Seemacht ein neuer, bisher wenigstens übersehener Faktor hinzu, von dem man noch

nicht genau weiß, auf welche Seite er sich stellen wird. Sonst ist die Gleichung durch den Krieg nicht verändert worden: die Hauptfaktoren sind dieselben geblieben, aber die Verhältnisse sind uns klarer vor Augen geführt und in helleres, wenn auch weniger schmeichelhaftes Licht gerückt worden. Die großen rivalisierenden Interessen der Politik und des Handels bleiben nach wie vor die Englands, Frankreichs und Rußlands, und in geringerem Maße auch Deutschlands, nur können wir uns heute nicht mehr verhehlen, wie heiß der Wettkampf geworden ist.

Die Interessen Rußlands sind hauptsächlich politischer Art. Seit 200 Jahren hat es den Blick auf den Orient gerichtet, obwohl es bis zum Krimkriege, oder vielleicht sogar bis zum letzten russisch-türkischen Kriege, kaum die Absicht gehabt hat, sich mehr als die angrenzenden Gebiete im Südosten Europas und im Westen Asiens anzueignen. Die entschiedene Haltung Englands und die Beschlüsse des Berliner Kongresses beschränkten aber in jenen Gebieten die weitere Ausbreitung, die Rußland sich durch den Vertrag von San Stefano zu sichern gehofft hatte; die spätere Erhebung Bulgariens, die Unzuverlässigkeit Serbiens, die Entfremdung Rumäniens, stellten im Verein mit der deutsch-österreichischen Allianz, einem etwaigen Vorgehen auf Konstantinopel neue Hindernisse in den Weg. Rußland sah also von der Verwirklichung seiner traditionellen Politik, in der ursprünglich gedachten Weise, ab und suchte einen neuen Ausweg. In demselben Maße, in dem die russische Thätigkeit während der achtziger Jahre auf der Balkan-Halbinsel und in Klein-Asien nachließ, nahm sie in Zentral-Asien zu. Trotz der dortigen Erfolge, z. B. der Annektierung Merws und der wichtigeren Khanate Mittelasiens sah es seine Ausdehnungsgelüste, sowohl an der

engen Verbindung zwischen dem Emir von Afghanistan und der Regierung Indiens, wie auch besonders an der neuen englischen Verteidigungslinie der nordwestlichen Grenze Indiens scheitern. Aufs Neue, durch unerwartete Umstände am Vorgehen verhindert, lenkte Rußlands Drang nach Osten nochmals in andere Wege ein und scheint, während der neunziger Jahre endlich im fernen Osten den lange gesuchten, geringsten Widerstand gefunden zu haben. Auf der ganzen süd-östlichen Grenze seiner riesigen asiatischen Besitzungen, zieht sich ein, immense Schätze bergendes Reich hin, das von innerem Zerfall angefressen, sich in jeder Weise zur Beute zu eignen scheint.

Rußland und Japan waren wohl die Einzigen, die genaue Kenntnis der militärischen Schwäche Chinas hatten; in wie fern Rußland aber auf einen baldigen Zusammenbruch des chinesischen Reiches rechnete, kann man nicht genau sagen und es hat fast den Anschein, als habe ihm mehr daran gelegen, die Unfähigkeit Chinas noch einige Jahre zu vertuschen. Es hatte vorsichtigerweise keinerlei Andeutungen seiner großen Pläne gemacht, die man nur aus der Energie und dem Eifer, mit dem Wladiwostock in ein Waffenlager allererster Ordnung verwandelt und der Bau der trans-sibirischen Bahn plötzlich aufgenommen wurde, erraten konnte. Auch war die russische Diplomatie in Peking nie ostentativ aufgetreten und, war sie auch weder so willfährig noch so nachgiebig wie die englische, so hat sie sich doch stets in versöhnender, maßvoller Weise geäußert. Während des Krieges, ja bis zur Unterzeichnung des Vertrages von Shimonoseki, verhielt sich Rußland ganz still, obwohl jetzt kein Zweifel mehr daran bestehen kann, daß Li-Hung-Tschang Rußland ins Vertrauen gezogen hatte, ehe er seine Reise als Friedens-

unterhändler in das japanische Hauptquartier antrat, und als er in die Abtretung der Leao-tong-Halbinsel einwilligte, genau wußte, daß Rußland gegen die Ausführung dieser Klausel sein Veto einlegen würde. Daß fortwährend neue Kräfte entsandt wurden, um das Heer und die Flotte Rußlands in Ostasien zu verstärken, entging fast der Beobachtung; als es aber eine mächtige Flotte — nach der Ansicht vieler Sachverständiger die bedeutendste, die je in diesen Gewässern angesammelt worden ist, und ein Landheer von achtzigtausend Mann schlagfertig hatte, da konnte es zu bestimmter Äußerung den Mund aufthun. Chinas Altersschwäche war erwiesen, und sein Verfall durfte nicht länger der Anwartschaft Rußlands im Wege stehen. Rußland kündete durch seine Intervention den Entschluß an, die Vormundschaft über das chinesische Reich zu übernehmen, bis der „kranke Mann" im fernen Osten einem natürlichen vielleicht beschleunigten Tode anheimfalle und die Erbschaft in aller Form angetreten werden könnte. Die Gelegenheit war günstig und nicht nur die, auf deren Mitwirkung es rechnen konnte, trugen dazu bei, sie noch vorteilhafter zugestalten.

Augenblicklich kann ja die Mitwirkung Frankreichs als Rußlands, unter allen Umständen, zur Verfügung stehend angesehen werden; aber in Ostasien wird sie ihm noch besonders gesichert sein, nicht nur auf Grund allgemeiner Klugheit, sondern auch wegen spezieller Interessengemeinschaft. Frankreich hat sich allmählich in Besitz bedeutender Gebiete im Südosten Asiens gesetzt, denen es schon jetzt den vielversprechenden Namen des „Empire d'Indo-Chine" beilegt. Denn, obgleich diese Besitzungen jetzt noch kaum ein „Reich" zu nennen sind, so versprechen sie doch einmal, den Kern eines solchen zu bilden.

Sie grenzen an die chinesischen Provinzen Yun-nan, Kwan-si und Kwang-tung und an das nahegelegene Szu-tchuan und durch die beiden wichtigen Wasserwege des Sengka und des Mekong bieten sie die beste Gelegenheit, in das Innere China's einzudringen. Frankreichs Prestige, das zeitweilig unter den Fehlern gelitten hatte, die die großen Erfolge des Tonking-Feldzuges beeinträchtigt hatten, war zum großen Teil durch die Kühnheit des Vorgehens der Franzosen anläßlich der siamesischen Frage wiedergewonnen worden, und nur in Peking stand es noch im Schatten von Lang-Son. Es durch einen sensationellen Theaterstreich vollkommen wieder herzustellen, die Hindernisse, die sich einem Vorgehen von Süden her in den Weg stellten, zu beseitigen und zu gleicher Zeit die Freundschaft mit Rußland durch gemeinsames Handeln zu besiegeln, das waren Leistungen, die sich nicht nur den französischen Staatsmännern empfahlen, sondern auch dem Empfinden des ganzen Volkes entsprechen mußten.

Es ist dagegen schwerer zu verstehen, weshalb Deutschland sich Rußland und Frankreich angeschlossen hat. Vielleicht würde es auch gern im fernen Osten Gebiete erwerben, wenn es auch bisher dort hauptsächlich Handelsbeziehungen unterhalten hat. In welcher Weise diese durch die Entfremdung eines guten Kunden, wie Japan — wenn es auch vielleicht ein zukünftiger Rival ist — gefördert werden könnten, besonders, ohne daß Deutschland sich in China eines entsprechenden Vorteils gesichert hätte, ist nicht leicht verständlich. Wollte Deutschland die Intimität Rußlands und Frankreichs stören, so müßte es doch bald die Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens einsehen. In Tokio, wo es durch sein Einschreiten alles riskierte, wurde wenigstens der äußere Schein vollständiger Harmonie zwischen den

sonderbaren Verbündeten lange, ja fast bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten; in Peking dagegen, wo Deutschland doch wahrscheinlich Lohn zu ernten gehofft hatte, wurde es von seinen beiden Genossen nach kaum einem Monat vollkommen ignoriert und höflich hinaus komplimentiert. Die Beamten des Tsung-li-Yamên folgten selbstverständlich nur zu gern diesem Beispiel. Kaum war durch die Intervention der drei Mächte das unumgängliche Anrecht auf die Dankbarkeit Chinas erlangt, als auch schon Rußland und Frankreich sich anschickten, nicht nur den materiellen Lohn, sondern auch den formellen Ausdruck desselben zu monopolisieren. Der französische und der russische Gesandte entdeckten plötzlich in den Fächern ihres Schreibtisches offizielle Briefe an den Kaiser von China, deren Übermittelung während des Krieges unthunlich gewesen war. Der eine hatte einen Brief, der die Thronbesteigung des Zaren Nikolaus II. notifizierte, der andere einen, der die Wahl von Mr. Faure zum Präsidenten der Republik mitteilte. Mit der größten Geheimnisthuerei wurde also eine Audienz arrangiert, und beide Gesandte begaben sich feierlichst nach dem Palast, wo, nach ihrer eigenen Aussage, der Sohn des Himmels selbst ihnen in ungewöhnlich herzlicher Weise dankte für die großen Dienste, die beide Reiche ihm erwiesen hätten. Das war die erste öffentliche Mitteilung an Deutschland, daß seine Beteiligung fortan weder nötig noch erwünscht sei, und die Verhandlungen inbetreff der russisch-französischen Anleihe sollten bald dieselbe Sprache nur noch deutlicher und nachdrücklicher führen. Die Verbindung oder vielmehr das vollkommene Ineinanderaufgehen der Interessen Frankreichs und Rußlands wurde auch äußerlich veranschaulicht durch die ostentativ intimen Beziehungen zwischen den beiden Gesandten, waren doch Graf Cassini und Herr

Gérard die „siamesischen Zwillinge" des Pekinger diplomatischen Corps. Es wäre zwecklos, Betrachtungen darüber anzustellen, wer von beiden der Führende gewesen sei, schienen doch die Eigenschaften des Einen einen etwaigen Mangel des Anderen so vollständig zu ersetzen, daß beide zusammen ein Ganzes bildeten, dessen hervorragender Geschicklichkeit auch Unbeteiligte Bewunderung zollen mußten. Auch wäre es weder gerecht, noch der Wahrheit entsprechend, wenn man behaupten wollte, daß England und Deutschland weniger gut vertreten gewesen seien als Rußland und Frankreich, nur verhinderte leider die politische Lage jenes innige Zusammenwirken der beiden Gesandten, das wohl hätte Erfolg haben können, wo ihr isoliertes Vorgehen scheiterte.

Wenn Deutschland gewiß alles Recht hatte, durch die hochmütige Handlungsweise Rußlands und Frankreichs gekränkt zu sein, so war doch sein Schaden nur ein negativer, währen England einen positiven Verlust erlitten hatte. Großbritannien hätte vielleicht die Feindschaft Rußlands und Frankreichs von sich fern gehalten, wenn es die Rolle, die Deutschland übernahm, gespielt hätte; wie die Dinge liegen, hat es aber mit dieser Feindschaft als thatsächlich vorhanden zu rechnen. Die erste Frucht, die das französisch-russische Einverständnis zeitigte, war die in Peking am 20. Juni unterzeichnete Konvention zwischen Frankreich und China. Dieselbe bestimmte nicht nur die Abtretung an Frankreich eines Gebietes, das China vor kaum Jahresfrist von England unter der ausdrücklichen Bedingung übergeben worden war, es ohne seine Erlaubnis keinem anderen Staate zu übertragen, sondern erkannte sogar Anrechte Frankreichs auf eine Provinz an, die einen integrierenden Teil des britischen Reiches ausmacht.

Die Gebiete, die den Franzosen überlassen wurden, sind, wie Herr Holt Hallet kürzlich ausgeführt hat, sogar bedeutend größer, als zuerst zu verstehen gegeben wurde; denn außer Muang u-neua und Muang u-tai, im oberen Thale des Nam-U sind die ganzen Fürstentümer Kiang-Hung im Thale des Nam-Him und Nam-La den Franzosen zugesprochen worden: thatsächlich hat China also ganz kaltblütig mehr als die Hälfte des birmesischen Shan-reiches von Kiang-Hung, das wir ihm in großmütiger Weise vor anderthalb Jahren übergeben hatten, um es für uns zu verwalten, an Frankreich abgetreten. Und nicht genug damit! Denn abgesehen von diesem groben Vertragsbruch hat sich China in eine Reihe von Verpflichtungen eingelassen, die Frankreich eine bevorzugte Stellung in einer der reichsten Provinzen des Reiches zugestehen. Wenige Gebiete Chinas sind reicher an Mineralschätzen, wie die Provinz Yun-nan. Die Konvention vom 20. Juni bestimmt nun, daß Szumao, die wichtigste Handelsstadt im Süd-Westen von Yun-nan, dem französischen Handel in derselben Weise zugänglich sein soll, wie die sonstigen Vertragshäfen Chinas dem Welthandel. Ein französischer Konsul darf sich dort niederlassen, auch soll mit der nächsten französischen Station telegraphische Verbindung eingerichtet werden; es sollen dem französischen Handel auf den Wasserwegen, wie auch auf den Reichsstraßen, die in die großen Theegebiete von Puerh und J-pang führen, Erleichterungen geschaffen werden, auf französische Waaren sollen Ermäßigungen, sowohl der Einfuhrzölle, wie der inländischen Steuern gewährt und die Erlaubnis gegeben werden, die französischen Bahnen, auch die erst projektierte von Anam oder Tonking aus, auf chinesischem Boden, unter noch näher zu bestimmenden Bedingungen fortzuführen; und last not least ist ausge-

macht worden, daß diese Privilegien keinem anderen Staate erteilt werden dürfen. Noch erstaunlicher als diese Konzessionen ist freilich die Art und Weise, mit der sie von China erpreßt wurden. Das Übergewicht Englands, das man so gern als der Vergangenheit angehörend darstellt, war den Herren des Tsung-li-Yamên doch noch zu lebendig, als daß sie ihm mit vollkommener Seelenruhe hätten Trotz bieten mögen, und der Druck, den der französische Gesandte, von seinem russischen Kollegen unterstützt, ausübte, um das sofortige Unterzeichnen der Konvention zu erzwingen, deutet wohl zur Genüge an, welche Wichtigkeit er selbst dem Proteste Englands beilegte. Umsonst flehten die chinesischen Beamten um Zeit, um nur wenigstens die Bedenken des britischen Gesandten erwägen zu können; ihre Bitten bestimmten nur Herrn Gérard, deutlichere Drohungen auszusprechen, und so blieb dem Präsidenten des Tsung-li-Yamên nichts anderes übrig, als sich dem starken, moralischen Druck zu fügen. Die Konvention ist allerdings noch nicht vom Kaiser ratifiziert worden, und wenn nicht inzwischen ein Mittel gefunden werden kann, das unseren Rechten und Interessen Geltung verschafft, so muß man wenigstens hoffen, daß die chinesische Regierung noch von dem unwiderruflichen Vollzug eines solchen internationalen Treubruches abgehalten werden wird. Wie sich China auch entschließen wird, es wird ihm nicht gelingen, den Eindruck zu verwischen, den seine schwächliche Nachgiebigkeit oder Herrn Gérards rücksichtsloses Vorgehen hervorgerufen hat, indem auf die Schultern anderer die Kosten aller Verpflichtungen gegen Frankreich abgewälzt wurden, die China aus „Dankbarkeit" übernommen hatte. Dieselbe Methode sollte übrigens bald aufs Neue in Anwendung kommen, um einen weiteren Ausdruck chinesischer Dankbarkeit hervorzurufen.

Um nämlich die Kriegsentschädigung an Japan zahlen zu können, bedurfte China in einer Weise der finanziellen Unterstützung, wie noch nie zuvor. Frankreich und Rußland begriffen mit meisterhafter Geschwindigkeit, daß, wenn sie jene Hülfe ihren eigenen Bedingungen gemäß stellten, die finanzielle Kontrolle von China in ihre Hände fallen würde. Die einzige Garantie, die China bieten konnte, waren die meist vom britischen Handel herrührenden Einkünfte einer Verwaltung, die ihre Existenz und Fortdauer ebenfalls hauptsächlich britischer Energie und Tüchtigkeit verdankt, trotzdem hatte England nie daraufhin ein ausschließliches Vorrecht beansprucht. Sie wurde offiziell, als eine chinesische Verwaltung, unter dem Namen der kaiserlichen Marinezölle anerkannt. Ihre europäischen Beamten gehörten fast jeder ausländischen Nationalität an, und alle dort handeltreibenden Nationen zogen in gleicher Weise den Vorteil daraus. Es ist nur eine natürliche Folge des Übergewichtes des englischen Handels in den chinesischen Vertragshäfen, daß die Zahl der englischen Beamten dieser Behörde, die der anderen Ausländer übertrifft und daß die oberste Leitung einem Engländer, Sir Robert Hart, als General-Inspektor übertragen ist. Die Einnahmen einer derartigen Verwaltung wären außerordentlich dazu geeignet gewesen, die Basis einer finanziellen Operation zu bilden, bei der alle Mächte, die China bei der Regelung des Staatshaushaltes hülfreiche Hand bieten wollten, sich hätten vereinigen können.

Wenn Frankreich und Rußland wirklich die Aufrichtigkeit ihrer vorgegebenen Uneigennützigkeit beweisen wollten, so hätten sie mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, die Selbständigkeit China's durch internationale Finanzierung sicher zu stellen, aber nichts lag ihnen ferner. Die Finanz-

männer Englands und Deutschlands waren bereit, sich mit denen Rußlands und Frankreichs zusammen zu thun und gemeinsam mit ihnen den ganzen Betrag, den China zur Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen Japan braucht, aufzubringen. Rußland und Frankreich erlauben der chinesischen Regierung nicht einmal solche Vorschläge inbetracht zu ziehen. Sie begnügten sich nicht damit, die Bedingungen einer ausschließlich russisch-französischen Anleihe in China nach eigenem Gutdünken festzustellen, sondern noch ehe die chinesische Regierung ihre Zustimmung erteilt hatte, veröffentlichten sie schon ihre Bedingungen und kündigten den Ausgang der Sache an. Vergebens protestierte der Tsung-li-Yamên und beteuerte, daß er nur im Prinzip dem Vorschlag Rußlands beigestimmt und keineswegs beabsichtigt habe, sich bedingungslos zu binden. Nicht einmal die chinesischen Staatsmänner konnten sich verhehlen, daß in diesem Aufzwingen einer Anleihe, sozusagen mit dem Bajonett in der Hand, etwas Neues, Unheilvolles lag, aber sie sahen den Ernst der Situation zu spät ein. Die einzige Konzession, die die Chinesen noch von ihrem herrischen Beschützer zu erkämpfen suchten, war das Ersetzen der Garantie der russischen Regierung auf der Urkunde durch die der französischen Banquiers. Obwohl es keinem verborgen bleiben konnte, daß die Garantie der russischen Regierung doch hinter der französischen Unterschrift stehen würde, so wäre doch dadurch dem Sohne des Himmels die Kränkung erspart geblieben, die Unterschrift des Zaren neben seinem Staatssiegel zu sehen. China durfte aber nicht einmal soviel durchsetzen, um den Schein zu wahren; der russische und der französische Gesandte bemerkten mit vielsagender Miene, daß die Leaotong-Halbinsel noch nicht von den Japanern zurückgegeben worden sei. Ein tüch-

tiger Druck an der Daumenschraube machte der Sache ein Ende.

Der finanzielle Hebel, den Frankreich und Rußland dadurch erlangten, bot schon genügende Entschädigung für die Anstrengung, die die beiden Regierungen gemacht hatten, obwohl man nicht wissen kann, ob nicht in ähnlicher Weise wie bei der französisch-chinesischen Konvention, noch besondere Vorrechte heimlich zwischen den kontrahierenden Parteien ausgemacht worden sind. Das Gerücht von der Gründung eines französisch-russischen Bankhauses könnte die zur Zeit in Peking herrschende Meinung bestätigen, daß die noch unbekannten Abmachungen dieses finanziellen Bundes ebenso erbaulich sind, wie die schon der Öffentlichkeit übergebenen. Was nun den endgültigen Erfolg dieses merkwürdigen Versuches einer finanziellen Bevormundung Chinas anbetrifft, so hängt er natürlich zum größten Teil von der Geschicklichkeit ab, mit der Frankreich und Rußland den gleich zu Anfang errungenen Vorteil weiter auszunutzen verstehen werden. Der Enthusiasmus, mit dem die erste Anleihe in Paris aufgenommen wurde, ließ kaum Zweifel daran aufsteigen, daß künftig bei ähnlichen Anlässen nur die politischen Verhältnisse zu berücksichtigen sein würden. Rußland und Frankreich eine Hand auf dem Beutel und die andere am Schwert wären mit einer zweischneidigen Waffe ausgerüstet gewesen, gegen die alle diplomatischen Kräfte nichts vermocht hätten. Die Abmachungen, durch die China sich einer neuen Anleihe innerhalb der nächsten sechs Monate zu enthalten versprach, mit der Zusicherung, daß, wenn eine neue Geldaufnahme nötig wäre, Rußland und Frankreich die Vorhand haben sollten, lassen wohl darauf schließen, daß derartige Erwartungen damals gehegt wurden. Seitdem sind jedoch

Ereignisse eingetreten, die auch Regierungen nicht vorhersehen können. Dunkle Wolken über dem näheren Osten und sinnlose Spekulationen in Goldminen haben wieder einmal eine der chronischen Krisen, die den Pariser Geldmarkt so oft erschüttern, hervorgerufen. Mit dem besten Willen könnten die französischen Finanzmänner jetzt nicht ihre russischen Kollegen unterstützen, und den Russen ist es ebenso unmöglich ohne ihre Hülfe, in Peking die ungewohnte Rolle des Dahrlehnsgebers aufs neue zu spielen. Diese Umstände räumen den englischen und deutschen Kapitalisten das Feld, deren Anerbieten der Tsung-li-Yamên erst vor wenigen Monaten peremptorisch zurückzuweisen gezwungen wurde. Die chinesische Regierung trägt durch die fraglichen politisch-finanziellen Vereinbarungen, in die sie sich, trotz aller freundschaftlichen Warnungen, eingelassen hat, allein die Schuld daran, wenn diese Banquiers jetzt lange nicht so günstige Bedingungen zu stellen bereit sind, als im Sommer, ehe Rußland und Frankreich ihnen, als Gläubiger von China vorgezogen wurden. Besäße die chinesische Regierung den wahren Instinkt der Staatskunst, so würde sie den Preis nicht zu hoch finden, um nur wenigstens zum Teil ihre ernstlich kompromittierte finanzielle Unabhängigkeit wieder zu erlangen, freilich wenn sie überhaupt jenen Instinkt besäße, so wäre sie von vornherein nicht so leichtsinnig damit umgegangen. Dagegen können wir uns zu dem unverdienten und unverhofften Glücksfall gratulieren, der Rußland und Frankreich zwang, das Spiel gerade in dem Moment aufzugeben, wo sie sich fast alle Trümpfe gesichert hatten.

Siebentes Kapitel.

Die Verfolgung der Missionare in China.

Die sogenannte Missionar-Frage, welche in ganz besonderem Maße die Stellung der auswärtigen Vertreter in Peking erschwert, legt speziell dem englischen Gesandten schwere Verantwortung auf. Sie wird nur selten vorurteilsfrei besprochen, denn Viele haben daheim und im Ausland keine Sympathie für das Missionswerk oder sind von der Nutzlosigkeit desselben unter den gegenwärtigen Umständen überzeugt. Sie schelten deshalb die Missionare Eindringlinge, denen es schon recht geschieht, wenn ihr thörichter Eifer sie ins Unglück bringt. Die Missionare und die Freunde und Anhänger ihrer Sache sind hingegen dermaßen von der heiligen Pflicht, ihr zu dienen, durchdrungen, daß sie mit dem Kopf durch die Wand rennen und blind und taub gegen alle Vorschriften allgemeiner Vorsicht oder politischer Klugheit werden. Erst inmitten eines entsetzlichen Ringens auf Leben und Tod entreißt der natürliche Trieb der Selbsterhaltung ihnen einen leidenschaftlichen Schrei um Hülfe und Schutz. Es ist zwecklos über den Wert oder die Berechtigung der Missionarthätigkeit in China zu streiten, denn bei einer Frage, die wie diese von so entgegengesetzten Gesichtspunkten angesehen wird, werden auch die Endergebnisse einander stets widersprechen. Ein Übereinstimmen derjenigen, die die Predigt des Evangeliums an alle Völker der Erde für ein zu erfüllendes göttliches Gebot, unter allen Umständen

halten, mit denen, die auch geistliche Arbeit nach materiellem Erfolge messen wollen, kann nicht erwartet werden, deshalb müssen wir zwei Punkte im Auge behalten: erstens, daß Missionare in der Ausübung ihres Berufes denselben Anspruch auf den von China vertragsmäßig versprochenen Schutz der Europäer haben, wie der Beamte oder der Kaufmann, und zweitens, daß die Mission nicht nur den christlichen Glauben verbreitet, sondern daß, wenn auch im weltlichen Sinne, die materiellen Erfolge den Opfern an Blut und Geld noch nicht entsprechen — jedes Missionshaus ein Mittelpunkt ist, von dem aus die Kultur das ganze Gebiet civilisierend beeinflußt. Gerade hierin ist aber auch zum großen Teile die Erklärung der Feindschaft zu suchen, welche besonders die oberen Klassen in China gegen die Missionare hegen. Ihnen ist die europäische Kultur, in welcher Weise sie sich auch äußert, ein Greuel und sie wissen, daß ihre Tage gezählt wären, sollte der abendländische Einfluß je die Massen durchdringen. Ihr Haß gegen die Missionare ist nichts weiter, als eine besonders bösartige Form des allgemeinen Fremdenhasses. Verständlich genug! Ist doch das Missionswerk das einzige Mittel, durch den abendländische Kultur in das Volk geleitet werden kann. Der europäische Kaufmann kommt fast nur mit Handeltreibenden in Berührung und sein Einfluß ist auf die nächste Umgebung des Vertragshafens, in dem er wohnt, beschränkt; der europäische Beamte ist in ähnlicher Weise auf ein kleines Gebiet und auf die chinesische Beamtenschaft, mit der er zu thun hat, angewiesen. Nur der Missionar g ht aus auf die Gassen und auf die Landstraßen, und sucht, wo er auch sei, das Leben des Volkes zu teilen. Schon die asketische Einsamkeit des katholischen Priesters, wie das Familienleben des

protestantischen Missionars, der Weib und Kind mit herüberbringt, ist an und für sich ein beständiger Vorwurf gegen das egoistische Leben des Durchschnitts-Mandarinen. Es wird aber in seinen Augen zum öffentlichen Ärgernis, wenn der Missionar im täglichen Verkehr mit den Bewohnern seines Bezirks ihnen Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Selbstverleugnung in einer Weise veranschaulicht, die in grellstem Kontrast stehen zu dem lasterhaften Beispiel der herrschenden Klassen.

Das ist es, was den chinesischen Beamten so wütend machen kann, und ihm die schändlichsten Verleumdungen eingiebt, die regelmäßig den Ausbrüchen der sogenannten allgemeinen Stimmung vorangehen; daß dieser Strömung gegen die Missionare, die sich in Unruhen und Verfolgungen Luft macht, nicht wirklich eine allgemeine Stimmung zu Grunde liegt, erhellt aus der Thatsache, daß in den ländlichen Bezirken, wo der Einfluß der Beamten verhältnismäßig gering ist, fast nie dergleichen vorkommt. Sie sind fast ausschließlich auf die großen und kleinen Städte, wo der Pöbel vollständig von den Mandarinen beherrscht wird, beschränkt. Dort haben die Beamten „das dumme Volk", wie sie sich mit fast naiv zu nennender Arroganz ausdrücken, vollständig in der Hand. Die regelmäßige Anwendung desselben Verfahrens, um Gewalthaten hervorzurufen, ist ebenso einförmig, wie widerlich. Zuerst muß nämlich die Stellung der Missionare, der Respekt, den sie durch ein fleckenloses Leben, auch bei dem Auswurf der städtischen Bevölkerung erworben haben, durch Gerüchte unsagbarer Laster, die sie angeblich unter dem Deckmantel eines tugendhaften Lebens begehen, erschüttert werden. Sowohl das katholische Kloster, wie auch die Heimstätte der evangelischen Missionare werden durch die schmutzige Ein-

bildung ihrer Feinde in entsetzliche Lasterhöhlen verwandelt und leider wird diesen Gerüchten in den ebenso verworfenen Kreisen des Volkes leicht genug Glauben geschenkt. Kann der Durchschnittschinese, der die höchsten Kreise in unglaublicher Weise Heuchelei und Betrug ausüben sieht, eine Unwahrscheinlichkeit darin finden, wenn ihnen der Fremde auch als ein Heuchler und Schwindler geschildert wird? Ist erst das persönliche Vertrauen, das sich der Missionar erworben hat, erschüttert, so ist es nicht schwer, durch eine neue Auflage von Verleumdungen, die den wahren Zweck seines rätselhaften Aufenthaltes im Auslande zu enthüllen vorgeben, die Leidenschaft des Pöbels gegen ihn zu erregen. Der Chinese, der von der Natur mißtrauisch ist, wird es nie vollständig begreifen, daß einer seine ferne Heimat verlassen habe, nur um einem fremden Volk die Botschaft: „Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen" zu verkünden, und der Verdacht, daß hinter dem Schein harmloser Thorheit sich ein tückisches Vorhaben verbirgt, ist naheliegend. Man sollte meinen, daß die ärztliche Hülfe, die der Missionar Hohen und Niedrigen gleich bereitwillig erteilt, ihm in einem Lande, in dem garnichts geschieht, um Krankheiten zu lindern oder zu verhüten, ein Anrecht auf Dankbarkeit und Vertrauen des Volkes verschaffen würde, die Erfahrung lehrt jedoch, daß gerade dieser Zweig des Missionswerkes böswilliger Verleumdung am meisten ausgesetzt ist. Die Heilkunde gilt in China noch allgemein als Hexerei und Schwarzkunst und wenn man bedenkt, aus welch' widerlichen Bestandteilen die Mittel des chinesischen Medizinmannes bestehen, so kann man sich kaum wundern, wenn die ungebildeten Volksmassen leicht davon zu überzeugen sind, daß die so viel wirksameren Heilmittel des „fremden Teufels" aus unaus-

sprechlich widerlichen Ingredienzen hergestellt werden. Es erscheint zum Beispiel dem Chinesen durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Kannen der kondensierten Milch das zusammengekochte Hirn chinesischer Kinder enthalten, und daß die Augen und andere Teile des menschlichen Körpers die kräftigsten Bestandteile der europäischen Arzneikunde sind. Unter seinen eigenen Landsleuten kommt derartiges häufig genug vor, um eine besondere Erwähnung im Strafgesetzbuch zu finden, das denen, welche Mord begehen, um Heilmittel aus dem menschlichen Körper zu gewinnen, gewisse Strafen androht. Wenn nun mit der deutlich vermerkten oder stillschweigend erteilten Erlaubnis des Bezirks-Namen herausgegebene Plakate bekannt machen, daß ein Fremder auf frischer Chat in seiner barbarischen Werkstatt abgefaßt worden ist, oder wenn wie vor Kurzem erst in Szu-tchuan, ein offizieller Bericht von der höchsten provinziellen Autorität telegraphisch an die Bezirksämter gesandt wird, um mitzuteilen, daß lebende Zeugen dieser Greuelthaten der Missionare vor Gericht gestanden haben, so kann man über die Folgen nicht im Unklaren sein. Während der erregte Pöbel zur Sühne der eingebildeten Unthaten in brutalster Weise Rache ausübt, leitet der Mandarin persönlich die Brand-, Raub- und Mordszenen, die er oder noch über ihm stehende vorbereitet haben, wenn er es nicht vorzieht, die Vorgänge ganz zu ignorieren. Nur in Ausnahmefällen erwacht unter den Unterbeamten das allgemein menschliche Mitleid, und sie machen dann verspätete Versuche, dem gehetzten Opfer im Namen eine zeitweilige Zuflucht zu verschaffen, oder ihm die Flucht in eine Nachbarstadt zu ermöglichen, wo die Verantwortlichkeit für sein weiteres Schicksal auf kräftigere Schultern fällt.

Derartige Verleumdungen haben bisher, seit dem Massacre in Tientsin im Jahre 1870 bis zu den jüngsten Verfolgungen, regelmäßig Excesse vorbereitet und zu Stande gebracht, und es erhellt daraus wohl zur Genüge, daß sie von denen, die sich um ihre Verbreitung verdient machen, für die denkbar zweckmäßigste Anklage gegen die Missionare gehalten werden. Der Religionsfanatismus spielt bei diesen Gewaltthaten nur eine geringe Rolle, denn der Mandarin ist viel zu skeptisch und der gewöhnliche Chinese in Religionssachen zu eklektisch, als daß eine bloße Glaubensfrage die Gemüter so in Aufregung versetzen könnte. Ein Volk, das eine platonische Anhänglichkeit an die Lehren des Konfuzius mit der buddhistischen oder taoistischen Form des Gottesdienstes, oft sogar mit allen beiden, zu vereinigen weiß, kann nicht religiöser Unduldsamkeit geziehen werden. Der Verfasser der „Chinese Characteristics" erwähnt zwei im Volk kursierende Ausschmückungen der an Tempelthoren oft wiederkehrenden Inschrift:

„Verehrt die Götter, als wären sie gegenwärtig", nämlich „Verehrt die Götter, als ob sie kommen könnten, oder thut's nicht, es bleibt sich ganz gleich" und „Verehre die Götter, als wären sie gegenwärtig; verehrst Du sie aber nicht, so mach' Dir nichts daraus."

Unter einem der größten Herrscher der Christenheit fand das Christentum in China Eingang und wenig hätte an der staatlichen Anerkennung desselben gefehlt. Jesuitische Missionare waren vor zweihundert Jahren die bevorzugten und treuesten Ratgeber des Kaisers Kiang-Hsi, und die christliche Kultur hätte friedlich und allmählich China erobern können, wenn der Vatikan sich nicht durch die Rivalen dieser mutigen Bahnbrecher veranlaßt gesehen

hätte, den versöhnlichen und duldsamen Geist zu tadeln, mit dem sie die Schroffheit eines Religionswechsels zu mildern suchten. Die alte Grabstätte, wo diese frühen Missionare in orthodox chinesischen Gräbern, umgeben von den heiligen Sinnbildern des Ahnenkultus, des höchsten der chinesischen Riten, zu ruhen erwählten, ist eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten Pekings. Der große Ruf ihrer Persönlichkeiten ist so tief ins Volk eingedrungen, daß noch heute Pilger die weite Reise aus entfernten Provinzen machen, um auf dem Altar an ihren Gräbern Weihrauch und Gaben zu opfern. Man kann nicht sagen, daß das Christentum in China verfolgt werde; die Christen sind z. B. nicht als solche von staatlicher Anstellung ausgeschlossen, und wenn sie nicht die höheren Stellen einnehmen, so liegt es zum Teil daran, daß sie fast nur den unteren, einflußlosen Klassen angehören, zum Teil aber auch daran, daß von den höheren Beamten fast immer Teilnahme an gewissen religiösen Ceremonien, die mit dem Christentum unvereinbar sind, verlangt wird.

Es gehört zweifellos zu der systematischen Hetze, durch die die öffentliche Meinung gegen die Missionare erregt wird, ihnen Beleidigungen einer an Ort und Stelle besonders verehrten Gottheit in den Mund zu legen, oder häufiger sie greuelhafter ritueller Verbrechen zu bezichtigen. An und für sich aber ist der Fanatismus weder ehrlich noch stark genug, um die Massen in Aufruhr gegen Leute zu bringen, die sie in weniger erregten Momenten selbst als ihre besten Freunde bezeichnen. Man kann wohl fragen, woher es kommt, daß stets die Missionare diesen Ausbrüchen des Hasses zum Opfer fallen, während der europäische Kaufmann unbelästigt sein Wesen treibt, und der Reisende ungefährdet in die entferntesten Provinzen gelangen

kann. Die Antwort scheint mir auf der Hand zu liegen: erstens sind diese Unruhen aus den angeführten Gründen ganz besonders gegen die Missionare gerichtet, und dann eignen sich die abgelegenen Distrikte, in denen die Missionare sich vielfach niederlassen, besser dazu, in aller Stille einen Tumult vorzubereiten, ohne die unliebsame Aufmerksamkeit eines wachsamen europäischen Beamten zu erregen und bieten ferner Gelegenheit zur Ausführung, ohne Gefahr, von einer fremden Macht unmittelbar zur Verantwortung gezogen zu werden. Der Mord des Herrn Margary in Yun-nan beweißt jedoch, daß dieselben, ja noch einfachere Mittel mit Erfolg angewandt werden können, sobald es gilt, sich eines unbequemen Beamten zu entledigen, und daß das keine größeren Schwierigkeiten verursacht, als einen Missionar bei Seite zu schaffen.

Wir können uns nicht verhehlen, daß die Nachsicht, mit der die europäischen Mächte, und unter ihnen England vielleicht in besonderem Maße diese periodisch wiederkehrenden Gewaltthaten geduldet haben, an und für sich schon zu ihrer Wiederkehr beigetragen hat. Die Sache hat sich während fünfundzwanzig Jahren fast alljährlich genau wiederholt. Es brachen Unruhen aus, durch die wertvoller Besitz zerstört wurde, und wenn ihnen auch nicht jedesmal Menschenleben zum Opfer gefallen sind, so haben doch unschuldige und harmlose Leute Gewalt und Raub erleiden müssen. Die Folgen sind sich ebenfalls stets gleich geblieben: Bei der Centralbehörde werden Vorstellungen eingereicht, worauf eine Kommission mit der Untersuchung der Sache betraut wird, und nach Monaten, ja nach Jahren ausweichender Rederei wird aus reiner Erschöpfung die Hinrichtung von ein paar Kulis oder Unterbeamten und eine pekuniäre Entschädigung, als entsprechende Ge-

nugthuung angenommen. Das sollte gelten für Verschwörungen, die nicht nur die thatsächlichen Opfer treffen sollen, sondern hauptsächlich gegen den Einfluß und Ruf aller Europäer gerichtet sind! Denn es ist eine müßige Annahme, daß die Chinesen wirklich die Nationalität und den Beruf der verschiedenen, unter ihnen lebenden Ausländer unterscheiden. Der erste große Schlag, der gegen die Sicherheit des Lebens und des Besitzes der Europäer geführt wurde, und der verhältnismäßig ungestraft blieb, war die Zerstörung der französischen Mission in Tientsin und die Niedermetzelung dortiger französischer Priester und Nonnen am 29. Juni 1870. Da zu der Zeit noch keine direkte telegraphische Verbindung zwischen Tientsin und Europa bestand und die vorhandenen Verkehrserleichterungen nicht mit gewohnter Pünktlichkeit funktionierten, so gelangte die Nachricht erst am 17. Juli nach Paris, am Tage, nachdem die unglückselige Kriegserklärung gegen Preußen abgegeben worden war. Wäre die Nachricht nach Paris gedrungen, ehe das Kriegsfieber gegen Preußen seinen Höhepunkt erreicht hatte, so wäre vielleicht der Lauf der Weltgeschichte abgelenkt worden: denn, wenn die Depeschen des französischen Gesandten nicht aufgehalten worden wären, so hätte Napolen III. am Ende die Gelegenheit ergriffen, die Kriegslust der Franzosen in weniger gefährliche Bahnen zu leiten und seinen sinkenden Stern durch einen Kreuzzug gegen China vor dem Untergang zu bewahren. So aber war Frankreich, dessen Hände durch dringlichere und näherliegende Schwierigkeiten und Unglücksfälle gebunden waren, gezwungen, die durchaus ungenügende Entschädigung, die China zu bewilligen sich bereit erklärte, anzunehmen, und seither hat kein europäischer Staat auf der Durchführung von Maßregeln bestanden,

die im Stande wären, die periodische Wiederkehr ähnlicher Excesse zu verhindern.

Und doch muß unbedingt ein Mittel gefunden werden, um derartige Vorkommnisse unmöglich zu machen. Die Missionare haben das Recht, nach China zu gehen, und wie wenig wünschenswert ihre Gegenwart dort auch sein möge, sie werden sich nicht davon abhalten lassen. Es könnte vielleicht — obwohl wir nicht recht wissen, wie — der Autorität unserer Beamten in den chinesischen Vertragshäfen gelingen, die Freischärler unter den Missionaren, deren unkontrollierte Propaganda der Erfahrung der verantwortlichen Missionsorganisationen entbehrt, zu veranlassen, ihren Wandereifer einzuschränken. Oder die Missionsgesellschaften könnten ihre Mitglieder und Untergestellten dahin beeinflussen, künftig mehr als bisher zu vermeiden, ihre Familien, namentlich junge Mädchen und Kinder den Gefahren auszusetzen, die stets eine Hand voll Europäer in den entlegenen Provinzen des chinesischen Reiches bedrohen. Doch würden alle derartigen Maßregeln nur Beschwichtigungsmittel sein; könnten wir selbst ein absolutes Verbot missionarischer Unternehmungen erlassen, so würden die Chinesen uns diesen Schritt nur als ein Aufgeben unserer Rechte, und demgemäß als eine Schwäche auslegen, wodurch gewiß ihre offenkundige Feindschaft gegen alle Europäer eher gesteigert als vermindert werden würde. Die Missionare müssen demnach bleiben, und wie viel feinen Takt sie auch beweisen, wie sehr sie auch bestrebt sein mögen, nur ihrer Aufgabe, Gutes zu thun, gerecht zu werden, so werden sie immer dem Mandarinen ein Stein des Anstoßes sein. Läßt man es ihm wie bisher ungestraft hingehen, so wird er fortfahren, seine Rache an ihnen auszulassen und dann und wann eine ungebildete und unverantwortliche Volks-

menge gegen sie aufzuhetzen. Das einzige Mittel, um Abhilfe zu schaffen, ist einfach genug, und wenn seine Anwendung auch nicht immer leicht sein mag, so hat es uns doch bisher eher an Energie der Durchführung, als an Geschicklichkeit dazu gefehlt. Die Centralbehörde darf sich vor allen Dingen nicht länger hinter den bei jeder Gelegenheit vorgeschobenen Vorwand der Schwierigkeit, ihre Autorität bei den Provinzgouverneuren geltend zu machen, verstecken, noch darf es diesen gestattet bleiben, die Schuld wie bisher auf ihre Untergebenen abzuwälzen. Was in Wirklichkeit fehlt, ist doch nur die praktische Anwendung und Durchführung eines Prinzips, dem theoretisch kein Volk mehr zuneigt, als gerade die Chinesen, nämlich das Prinzip der Verantwortlichkeit. Werden doch z. B. in China ganze Familien wegen des Verrats eines einzigen Mitgliedes ausgetilgt, und nach dem Strafgesetz, das Professor Douglas in seinem hochinteressanten Werk über die chinesische Gesellschaft anführt, sollen alle „männlichen Verwandte ersten Grades eines Verbrechers, die das Alter von sechzehn Jahren überschritten haben — nämlich: der Vater, der Großvater, die Söhne, Enkel, Vatersbrüder und deren Söhne ohne Rücksicht auf ihren Wohnort oder auf angeborene oder sonstige körperliche Gebrechen ausnahmslos enthauptet werden.“ Er fügt hinzu, daß dies noch nicht einmal Alles sei, denn jeder männliche Verwandte, der im Hause des Verbrechers wohnt, verfällt der Todesstrafe, mit der einzigen Ausnahme von Knaben, die begnadigt werden, wenn sie als Eunuchen im Palast dienen wollen. In ähnlicher Weise ist der höchste Beamte jeder Provinz für das Thun aller seiner Untergebenen verantwortlich, wenn auch oft seine Schuld nur in Unkenntnis ihrer Übertretung besteht. Man fordere also einfach vor allem von ihm

Rechenschaft, in Bezug auf die Gewaltthaten gegen die Missionare, wo seine Schuld ja mehr in Nachsicht, als in Unkenntnis besteht, und, wenn er, wie neulich nach dem entsetzlichen Massacre in Fo-Kien, in schamlosester Weise sich erfrecht, die Vertreter unserer gekränkten Kultur zu fragen: „Wie viel Köpfe verlangt Ihr?" so muß die Antwort lauten: „Vorerst Deinen eigenen, dann wollen wir weiter sehen." Die Interessen der Mandarine sind so eng verknüpft, und sogar bei ihren Schandthaten sind sie sich ihrer Solidarität so bewußt, daß die exemplarische Bestrafung eines einzigen ihrer Führer genügen dürfte, um allen seinen Kollegen Schrecken einzujagen. Die Hinrichtung von einem Dutzend gewöhnlicher Anführer kann in China nur die noch größere Mißachtung des Lebens der Europäer zur Folge haben, auf das nach seiner Schätzung auch die europäischen Staaten nicht viel Wert legen, wenn sie sich mit solch kläglicher Genugthuung abfinden lassen. Schon einmal zwang ein klares Entweder — Oder, das durch eine starke Flottenmacht unterstützt wurde, die Regierung über Liu-Ping-Tschang, den eigentlichen Urheber der Excesse in Szu-Tchuan, eine scheinbar unverhältnismäßig schwere Ungnade zu verhängen. Man darf jedoch nicht außer Acht lassen, daß er schon vor Jahresfrist seines Amtes in Tsching-Tu enthoben worden war, und daß ein hoher Beamter aus Peking entsandt wurde, um ihm das vizekönigliche Siegel abzuverlangen; trotzdem war er Anfang Juni noch der eigentliche Beherrscher der Provinz, und bei allen Gewaltthaten, die zu jener Zeit begangen wurden, hatte er die Hand im Spiel und erwies sich als noch immer allmächtig. Unser Vertreter in Peking wird zweifellos dafür Sorge tragen, daß der kaiserliche Erlaß diesmal nicht wieder im Sande verläuft. Keinenfalls kann aber der

Sturz Lin-Ping-Tschangs, der sich noch nicht einmal des Blutvergießens schuldig gemacht hatte, dauernden Eindruck hinterlassen, wenn nicht teuflische Scheußlichkeiten, wie sie erst wieder in Fo-Kien vorgekommen sind, entsprechender gerächt werden, als es der Fall gewesen zu sein scheint. Keine chinesische Untersuchungs-Kommission wird in Gegenwart oder in Abwesenheit der europäischen Konsuln, jemals den Zusammenhang zwischen den Missethätern und ihren hochstehenden Helfershelfern zu Tage fördern; es ist auch keine Untersuchungskommission nötig, um einen Zusammenhang klar zu legen, den das chinesische Recht selbst aus dem Prinzip hierarchischer Verantwortlichkeit ableitet. Die Mächte müssen nur darauf bestehen, daß, wenn Missionare betroffen worden sind, das Gesetz ebenso in Kraft trete und mit der größten Strenge befolgt werde, als wenn es — Chinesen gewesen wären, selbstverständlich nur Chinesen, die genug Geld und Einfluß haben, um das Gesetz in Thätigkeit zu versetzen. Kann oder will die Centralbehörde in solchen Fällen nicht dem Gesetz freien Lauf lassen, so müssen wir Europäer eben selbst die Sache in die Hand nehmen. Wir haben es früher schon gelegentlich gethan und die Kantones haben wohl noch nicht vergessen, wie einmal einer ihrer hochstehenden Beamten auf einem britischen Kriegsschiff nach Kalkutta deportiert worden ist, wo er sein Leben lang Zeit zur Reue hatte. Wenn möglich, sollte die Strafe in China eine entsprechende Sühne sein, aber vor allem muß sie abschreckend sein. Die geheime Verbindung aller vizeköniglichen Namens untereinander wird es ermöglichen, daß ein an einem derselben statuiertes Exempel von jeder einzelnen Provinzialbehörde gespürt werden wird.

Achtes Kapitel.

Die finanzielle Lage.

Hat das chinesische Reich dem Einflusse Europas größeren Widerstand, als alle anderen orientalischen Staaten entgegenzustellen gewußt, so ist diese Zähigkeit ihm wenigstens auf einem Gebiete, bis vor kurzem, sehr gut zu Statten gekommen. Während andere Mächte des Ostens, die dem heilsamen Einfluß des Westens kaum zugeneigter waren als China, mit Freuden die Gelegenheit zu leichtsinniger Verschwendung, die sich ihnen durch den Kontakt mit dem modernen Geldmarkt bot, ergriffen, hat China in dieser Beziehung eine sehr anerkennenswerte Zurückhaltung bewahrt. Die wenigen und kleinen Anleihen, die es vor dem Kriege gegen Japan gelegentlich im Auslande aufgenommen hatte, wurden stets pünktlich abgezahlt, und die Summe der ausstehenden Beträge beläuft sich auf kaum eine halbe Million, deren Zurückzahlung nur durch den Ausbruch der Feindseligkeiten verhindert wurde. Bis dahin hatte China auch keine inländische Schuld. Der unglückliche Verlauf des Krieges zwang es, zwei Anleihen im Auslande aufzunehmen und zwar eine Silberanleihe von £ 1,635,000 zu 7 % im Dezember 1894, und eine Goldanleihe von £ 3,000,000 im Februar 1895. Außer diesen beiden Anleihen, die die Centralbehörde durch die Einkünfte der, unter der Leitung von Sir Robert Hart stehenden, kaiserlichen Marinezölle garantierte, erlangten auch die Provinzialbehörden von Lokalbanken und von kleineren, auswärtigen Syndikaten be-

deutende Vorschüsse, auf dieselbe Garantie. Der Gesamtbetrag dieser Vorschüsse hat noch nicht genau festgestellt werden können, aber man wird kaum fehlgehen, wenn man ihn auf zwei bis drei Millionen Pfund Sterling schätzt. Dazu kommen, zum Teil auch noch auf die Garantie der Marinezölle, inländische Anleihen, die freilich nur sehr allgemein taxiert werden können, aber kaum weniger, als £ 5,000,000 betragen. Die Schuldenlast Chinas nach dem Kriege könnte also, mit Einschluß einiger geringer, noch ausstehender auswärtiger Anleihen auf ca. £ 12,000,000 bis £ 15,000,000 geschätzt werden. Durch den Vertrag von Shimonoseki verpflichtete China sich, eine Kriegsentschädigung von 200,000,000 Kuping Taels an Japan zu zahlen, und für die Zurückerstattung der Leao-Tong Halbinsel ist außerdem noch eine Entschädigung von 30,000,000 Taels ausgemacht worden; das würde zusammen etwa £ 40 000 000 entsprechen. Die gesamten Verpflichtungen, die China aus den Kosten des Krieges und der Entschädigungen erwachsen, belaufen sich somit auf mehr als £ 50,000,000. Wie wird China ihnen genügen können?

Einem Lande, das eine Bevölkerung von drei- bis vierhundert Millionen Einwohner hat und schier unerschöpfliche Quellen an Material besitzt, dürfte eine solche Last nicht erdrückend schwer sein, aber wie in jeder anderen Beziehung, so kann auch hier China nicht nach dem Maßstabe anderer Länder beurteilt werden. Es wird keine zuverlässige Einkommenstatistik veröffentlicht, und die Angaben, die dem Fremden über die Einnahmen des kaiserlichen Schatzamtes in Peking zuteil werden, sind unvollkommen und von zweifelhaftem Wert, um so mehr, als sich die Provinzial-Schatzämter in der Berechnung von Einnahmen und Ausgaben die größte Freiheit gestatten. Die Ein-

nahmen des Pekinger Schatzamtes sind während der letzten Jahre verschiedentlich geschätzt und die Norm derselben auf 15 bis 25 Millionen Pfund Sterling angegeben worden. Die Verschiedenheit dieser Angaben ist zum Teil erklärlich durch die Kursschwankungen, denen die chinesische Währung bei der Umrechnung in die englische Währung unterworfen ist und bei dem jetzigen Silberkurse steht die chinesische Währung natürlich viel schlechter, als vor einigen Jahren. Solange China im Ausland keine größeren Zahlungen in Gold bevorstanden, wurde es durch die Entwertung des Silbers nur wenig berührt, aber seitdem es einer Goldschuld von £ 50,000,000 gegenübersteht, liegt die Sache anders. Der frühere deutsche Gesandte in Peking, Herr von Brandt, eine Autorität auf diesem Gebiete, stellt, als das jährliche Einkommen der Centralbehörde die Summe von 100,000,000 Taëls — 15,000,000 £ — auf, die er folgendermaßen verteilt:

Grundsteuer	35,000,000 Taëls
Marinezölle, mit Einschluß der inländischen Steuer auf auswärtiges Opium	23,000,000 „
Durchgangszölle	12,000,000 „
Zölle und inländischer Opiumzoll	10,000,000 „
Salzmonopol	10,000,000 „
Verkauf von Titeln	5,000,000 „
Reissteuer	3,000,000 „
Concessionen &c.	2,000,000 „
Summa	100,000,000 Taëls.

Auf den ersten Blick scheint hiernach eine außerordentlich geringe Kopfsteuer entrichtet zu werden, aber mit Ausnahme der Marinezölle geben diese an und für sich wohl

richtigen Zahlen keine Vorstellung von den wirklichen erhobenen Beträgen. In Anbetracht der in riesigem Maßstabe ausgeübten Betrügereien der chinesischen Beamten kann man ruhig annehmen, daß auf jeden Taël, der wirklich in das Schatzamt in Peking eingezahlt wird, wenigstens vier oder fünf von dem Volke erpreßt werden, die auf dem Weg von Hand zu Hand zwischen den geschickten Fingern einer raubsüchtigen Beamtenschaft verschwinden. Es ist ein Charakteristikum chinesischer Verhältnisse, daß mit Ausnahme der Einkünfte der Marinezollverwaltung, die Einnahmen des Pekinger Schatzamtes keinerlei Schwankungen unterworfen zu sein scheinen. Ein Unterschied zwischen den Erträgen von guten und schlechten Jahren, deren Wechsel China mit seinen periodischen Hungersnöten und Ueberschwemmungen, wie kaum ein anderes Land ausgesetzt ist, kommt bei der Angabe der öffentlichen Einkünfte nie zum Vorschein. Die Erklärung, daß uraltem Brauch zufolge, eine bestimmte Summe jährlich von den Provinzen aufgebracht werden muß, klingt theoretisch ganz verständlich; nur bestimmt derselbe Brauch, besonders in betreff der Grundsteuer — wenigstens theoretisch — daß Steuerermäßigungen zuläßig sind, wenn der Steuerpflichtige durch unvorhergesehene Unglücksfälle heimgesucht worden ist. Wenige Länder sind derartigen Heimsuchungen in dem Maße ausgesetzt wie China; demnach müßten Steuererlassungen, wenn sie wirklich stattfänden, entsprechende Schwankungen in den statistischen Angaben der Gesamteinkünfte des kaiserlichen Schatzamtes bewirken. Da aber von diesen Schwankungen keine Spur zu bemerken ist, so kann man nur annehmen, daß wie so vieles in China, auch das Erlassen der Steuern bloßer Schein ist, und daß — während die Summe, mit der sich die Centralbehörde abfinden muß,

durch starre Überlieferung festgesetzt ist, alles weitere ein Privatabkommen zwischen den Mandarinen in den Provinzen und denen in Peking ist. Thatsächlich bestätigt eine einzige, bemerkenswerte Ausnahme die Regel. Nach der allgemeinen Verarmung des Landes durch die schrecklichen Verwüstungen des Taeping-Aufstandes, mußte nämlich die Grundsteuerveranlagung ermäßigt werden, und die Folgen dieser Maßregeln machten sich sofort bemerkbar durch das Sinken der Einnahmen, die ihren vorherigen Standpunkt noch nicht erreicht haben. Bei der augenblicklichen Lage der Dinge und solange keine wahre Reform der Verwaltung eingeführt wird, ist die jetzige Einnahme wohl so ergiebig, wie man es überhaupt erwarten kann, wie auch vom Lande größere Zahlungsfähigkeit kaum zu verlangen ist. Vielleicht steht für die nächsten Jahre sogar eher eine Verringerung bevor, denn während des Krieges haben die Provinzbehörden häufig im Voraus Steuern erhoben, oder im Augenblick, durch Versprechungen großer zukünftiger Erleichterungen, Beiträge flüssig zu machen gesucht, und möglicherweise müßten einige dieser Versprechungen eingelöst oder wenigstens zum Teil erfüllt werden.

Glücklicherweise hat China eine zuverlässige Einnahmequelle, die allerdings nur dem Namen nach chinesisch ist, nämlich die Marinezölle, die in chinesischen Diensten stehende Ausländer auf den ausländischen Handel erheben. Diese Einnahme repräsentiert nach den jetzigen Umrechnungssätzen ca. drei und eine halbe Million Pfund Sterling und müßte demnach genügen, um die Zinsen der Schuld von 50,000,000 Pfund Sterling, die der Krieg China auferlegt hat, aufzubringen. Die Marinezölle bildeten schon die Garantie für die von China aufgenommenen Anleihen, mit Einschluß der russisch-französischen und sind thatsächlich die

einzige Sicherheit, auf die hin das chinesische Reich hoffen kann, auf dem ausländischen Markt Kredit zu finden. Es mag dahingestellt bleiben, ob der Wert dieser Garantie in den Augen der europäischen Finanzwelt erhöht worden ist, durch die Übertragung des Vorzugspfandrechtes an zwei so herrische Gläubiger, wie Rußland und Frankreich es sind; soviel kann aber zugegeben werden, daß China von anderer Seite unterstützt werden wird, sollten Frankreich und Rußland nicht in der Lage sein, sich für die Zukunft das ausschließliche Recht, China finanziell zu halten, sicher zu stellen, und daß es dem chinesischen Reich möglich sein wird, unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen aus den Einnahmen der Marinezollverwaltung seinen, durch den Krieg entstandenen Verpflichtungen nachzukommen.

Aber werden damit die finanziellen Schwierigkeiten der Lage gehoben? werden sie nicht vielmehr bloß verlegt? Die Einkünfte, die China fortab zur Tilgung seiner ausländischen Schuld wird verwenden müssen, repräsentieren nicht nur fast ein Viertel der Gesammteinkünfte des Reiches, die zu allgemeinen Ausgaben abkömmlich sind, sie sind auch seine sichersten und greifbarsten Einnahmen. Bisher sind sie ziemlich zwecklos verausgabt worden. Mit einem Teile ist der Unterhalt des kaiserlichen Palastes bestritten worden, ein noch größerer Teil dient für das Schaffen und Erhalten eines Heeres und einer Flotte, die sich als reine Farce erwiesen; sie trugen zum Glanz des Reiches bei, das sie mit dem äußerlichen Schein abendländischer Kultur umgaben, dem Einzigen, das China sich bisher herabgelassen, anzunehmen. Wenn auch keine Reform zu erwarten steht, wenn das „make-see“ in der Zukunft dieselbe Rolle spielen wird, wie bisher, so wird das doch auch Geld kosten. Die Reorganisation des Heeres und der Flotte

nimmt auf dem Programm der Reformen, und wahrscheinlich auch in der heimlichen Spekulation jedes Mandarinen, sei er „konservativ" oder „fortschrittlich", einen hervorragenden Platz ein; sollte sie aber auch wieder nur Schein-Heere und Schein-Flotten hervorbringen, so müssen sie auch bezahlt werden. Nach den noch in Peking herrschenden Ansichten, müssen Eisenbahnen und andere gemeinnützige Anstalten, wenn sie überhaupt gebaut werden sollen, von Chinesen selbst gebaut werden und die Kosten entweder aus den Revenuen oder durch neue Anleihen, deren Zinsen durch die Einnahmen gedeckt würden, bestritten werden, das heißt, sie sollen mit einem Maximum von Verschwendung, von Schurkerei und Unfähigkeit gebaut werden.

Wäre es denkbar, daß bei dem jetzigen Regierungssystem ein auch nur relativ höheres Ehrlichkeitsgefühl in die öffentlichen Angelegenheiten eingeführt werden könnte, so würden die Einnahmen des Schatzamtes gleich eine Zunahme aufweisen, die bedeutend genug wäre, um die neuen Lasten zu tragen. Ich habe aber im Vorstehenden schon des Öfteren auf die Unwahrscheinlichkeit der Verwirklichung einer solchen Voraussetzung hingewiesen; ich halte sie für ebenso undenkbar, wie die, daß der Kaiser oder ein Groß-Würdenträger des Reiches — Li-Hung-Tschang zum Beispiel — den Bedürfnissen des Staats auch nur den geringsten Teil der enormen Reichtümer opfern würde, die er dem Schweiß von Millionen arbeitender Untergebener dankt. Die einzige Alternative, der die Regierung möglicherweise näher gebracht werden könnte, wäre die Abtretung noch anderer Zweige der Staats-Einkünfte an eine europäische Verwaltung, ähnlich wie die der Marinezölle. Nur vergesse man nicht, daß diese Administration eher trotz

der chinesischen Regierung, als durch sie, zu dem geworden ist, was sie heute ist. Als Herr Lay vor mehr als fünfunddreißig Jahren zuerst beauftragt wurde, die Behörden bei der Erhebung der Marinezölle in Shanghai zu leiten und ihnen dabei zur Hand zu gehen, da ahnten die chinesischen Behörden nicht die Bedeutung einer aus so bescheidenen Anfängen aufwachsenden Einrichtung. Der dominierende Einfluß Englands in Peking nach dem Kriege im Jahre 1860 veranlaßte sie dann, die allmähliche Ausdehnung eines Amtes, durch das ihre Taschen immer mehr gefüllt wurden, zu genehmigen. Trotzdem ist es weder den glänzenden Erfolgen, die Sir Robert Hart errungen hat, noch der unwandelbaren Treue des General-Inspektors und seiner tüchtigen Beamten gelungen, die Abneigung und die Eifersucht der herrschenden Klasse gegen eine Einrichtung, die sie weder kritisieren noch auch übertreffen können, zu überwinden. Noch heutigen Tages thun sie ihr Möglichstes um den Einfuhrhandel, soweit sie ihn beeinflussen können, von den Häfen, in denen die Zollverwaltung Europäern untersteht, in die von Chinesen verwalteten Häfen abzuleiten, obwohl — oder wohl eher weil — sie wissen, daß jeder von der europäischen Verwaltung eingenommene Pfennig treulich dem Schatzamt zugestellt wird. Sie erreichen damit, daß z. B. in der Provinz Canton die vier Häfen, in denen die Zölle durch die europäischen Angestellten Sir Robert Harts eingezogen werden, eine Einnahme von drei und eine halbe Million Taëls abwerfen, während die vierzig Häfen, die chinesischen Beamten untergestellt sind, weniger als eine halbe Million Taëls — einnehmen — oder wenigstens einzahlen.

Während alle anderen Staatseinkünfte absolut unverändert bleiben, haben sich die Einnahmen der Marinezölle

verdoppelt, und trotzdem die chinesische Regierung diesen sprechenden Beweis des Wertes von Ordnung und Ehrlichkeit immer vor Augen hat, besteht sie darauf, sich blind zu stellen und den bedeutenden Vorteil zu übersehen, den die Anwendung dieser Prinzipien auch auf andere Verwaltungszweige notwendig zur Folge haben würde.

Es ist des Öfteren der Gedanke ausgesprochen worden, daß es im Interesse der Sache und als Maßregel rein finanzieller Klugheit vorteilhaft wäre, Sir Robert Hart zum Verwalter der gesamten in- und ausländischen Zölle zu ernennen und europäischen Beamten auch das Salzmonopol anzuvertrauen, das klug und ehrlich verwaltet eine Quelle unermeßlicher Einnahmen werden könnte, während es jetzt nur kleinlicher Tyrannei und grober Veruntreuung dient. Nach dieser Richtung hin könnte durch den Druck der Mächte auch jetzt noch eher etwas erreicht werden, als in der einer Förderung eines umfassenden Reformplanes. Selbst angenommen, daß der Kaiser und die Centralbehörde den Wunsch hegten, das jetzige Verwaltungssystem einer gründlichen Reform zu unterziehen, so besäßen sie doch weder die erforderliche Organisation noch auch die wirkliche Macht, um den Widerstand zu brechen, der sich ihnen überall in den solidarischen Interessen einer zum Schutz der altehrwürdigen Mißbräuche auf's Engste verbundenen, einflußreichen Beamtenschaft entgegen stellen würde. Jede fremde Macht, die ein derartiges Unternehmen den regierenden Klassen in China aufzwingen wollte, müßte somit den Mechanismus, wie auch die treibende Kraft stellen. Sie müßte faktisch die ganze Verwaltung des Landes in die Hand nehmen, in weit größerem Maße, als es z. B. England in Egypten gethan hat, und abgesehen von der Gefahr, internationale Eifersucht zu

erregen, würde kein Staat leichthin eine solche Verantwortung auf sich nehmen.

Kein anderes Land könnte so leicht wie China von Fremden regiert werden, denn kein Volk ist so lenksam wie die Chinesen. Vor kaum 200 Jahren wurde ihnen das Tragen des Zopfes, als Zeichen ihrer Dienstbarkeit unter einer neuen Dynastie fremder Herrscher aufgezwungen, und heute ist jeder Chinese stolz auf seine charakteristische Haartracht und keiner denkt mehr an ihren Ursprung. Der konservative Zug des Chinesen liegt mehr in dem Geist widerspruchlosen Gehorsams, den er seinem Herrn entgegenbringt, als in der Form, in der er von ihm verlangt wird; aber bisher hat sich der unveränderliche Einfluß der regierenden Klassen, durch die die Eroberer geherrscht haben und denen sie nun ihrerseits erlegen sind, als weit mächtiger erwiesen, wie die Zufälligkeiten fremder Eroberung.

In Egypten hat das verhüllte Protektorat Englands im Ganzen erfolgreich wirken können, weil sich wenigstens unter den regierenden Klassen eine gewisse Anzahl Staatsmänner und Beamte fand, die es zufrieden waren, sich der Leitung einer Hand voll englischer Verwaltungsbeamten zu fügen und die Oberherrschaft Englands anzuerkennen, ohne daß es seine politische Überlegenheit besonders hervorzuheben brauchte. In China ist dagegen eine Verschmelzung des europäischen Einflusses mit dem der jetzt herrschenden Klassen absolut ausgeschlossen. Die Europäer könnten, wenn sie die Herrschaft erlangten, den Einfluß der Mandarine vollständig verdrängen, und niemand würde das Ende der früheren Ordnung beklagen oder sich weigern, der neuen Gehorsam zu zollen, aber vereinigen lassen sie sich nicht. Es ist undenkbar, daß Europäer mit chinesischen

Beamten irgendwie zweckmäßig und dauernd zusammen arbeiten könnten ohne fortwährende Anwendung eines Gewaltzwanges. Es kann wohl eine fremde Verwaltung, wie die der kaiserlichen Marinezölle, ins Leben gerufen und erhalten werden, aber nur unter der Bedingung, daß sie von Anfang an ein „imperium in imperio“ bleibt. Soll das chinesische Reich nicht um seiner selbst, sondern um des europäischen Friedens willen erhalten bleiben, so werden noch andere Zweige der Finanzverwaltung in derselben Weise von Europäern in die Hand genommen werden müssen, und aus demselben Grund muß die Kontrolle, unter die sie gestellt werden, derart sein, daß politische Vorteile nicht ausschließlich einer einzelnen Macht oder einer Verbindung mehrerer Mächte zu gut komme. Die Centralbehörde wird veranlaßt werden müssen, die Verwaltung noch anderer Teile der Staatseinkünfte europäischen, aus allen Nationalitäten unparteiisch gewählten Beamten zu überlassen, die sie in derselben treuen und gewissenhaften Weise fördern werden, wie die Marinezölle, und es so China ermöglichen, seine zunehmenden Ausgaben aus seinen eigenen reichen Mitteln zu decken. Soviel müßte der Druck Europas erreichen, und die allerdings durch die jüngsten Ereignisse geschwächte Autorität Pekings über die Provinzen würde einem so beschränkten Projekt, wenn es unter genäuer und strenger Kontrolle ausgeführt wird, gewachsen sein. Wären Frankreich und Rußland in der Lage gewesen, ihre ursprünglich beabsichtigte exklusive Politik durchzuführen, und alle anderen Staaten von der Teilnahme auch an weiteren chinesischen Anleihen abzuhalten, so wären sie kaum geneigt gewesen, eine Maßregel zu billigen, durch die, wenn auch noch so indirekt, ihre finanzielle Vormundschaft über China in irgend einer Weise beschränkt werden

könnte. Da sie jedoch beide durch Verhältnisse gezwungen worden sind, den Kapitalisten anderer Nationen das Feld zu räumen, so können sie es kaum verweigern, sich den Mächten anzuschließen, die nur zum Besten aller Beteiligten die finanzielle Lage Chinas zu befestigen wünschen.

Neuntes Kapitel.

China und Japan.

Man kann sich kaum einen stärkeren Gegensatz vorstellen, als den, der sich dem Reisenden bietet, wenn er die paar hundert Seemeilen, die China von Japan trennen, zurückgelegt hat. Er hat den Eindruck, aus dem Dunkel der Nacht plötzlich in helles Tageslicht versetzt zu werden und nach der schwülen Luft des Verfalls den Ozon überströmender Lebensfülle zu atmen. An der westlichen Küste des Gelben Meeres hat er eine zahllose Menge menschlicher Wesen zurückgelassen, die keine Gemeinschaft, weder der Rasse, der Sprache noch der Religion, zu einer Nation hat zusammenschmieden können; er verläßt eine verderbte Büreaukratie, der es kaum mehr gelingt die schwerfällige Staatsmaschine in den ausgefahrenen Geleisen altehrwürdiger Mißbräuche vorwärts zu schieben — und eine Centralbehörde, die in ihren besten Zeiten ohne Halt oder Zusammenhang, jetzt auf der Schwelle vollkommener Hülflosigkeit und Erbärmlichkeit steht. An der östlichen Küste empfängt ihn ein Volk, dessen nationale Kraft bis

auf's Äußerste angespannt wird durch eine sorgfältig centralisierte Verwaltung, die wiederum in vollkommenem Einklang steht mit allen Geistes- und Herzensregungen kluger und entschlossener Herrscher. Die Japaner scheinen allein unter allen asiatischen Völkern, im vollsten Sinne sich den Begriff des Patriotismus — wie wir ihn verstehen — zu eigen gemacht zu haben. In China sind die Augen Aller, auch der besten unter den Lebenden, durch starre Betrachtung der toten Vergangenheit hypnotisiert, — in Japan sind alle Augen gespannt auf die Zukunft gerichtet. Einerseits ein Chaos von Mißwirtschaft, Verderbtheit und Unwissenheit — andererseits strenge, auf individuellem Pflichtgefühl fußende Disziplin und angeborene Ordnungsliebe.

In China ein allgemeines haltloses Versinken in kleinmütigem Pessimismus — in Japan das vereinigte Aufwärtsstreben Aller. Die unteren Klassen sind in beiden Ländern fleißig und ausdauernd, nur während sie in China den geringen Rest der Früchte ihres Fleißes, den das Aussaugen durch die herrschenden Klassen ihnen übrig läßt, nur zu oft in Opiumrauchen und in sinnloser Leidenschaft für das Spiel verschwenden, herrscht in Japan Sparsamkeit. Sie sind in beiden Ländern leicht zu regieren mit dem Unterschiede, daß der Gehorsam der Chinesen der toten, widerspruchslosen Resignation des überbürdeten Lasttieres gleicht, der der Japaner dagegen das freudige Zustimmen eines frischen, regsamen und lebensvollen Volkes ist.

Ein Krieg ist der beste Prüfstein des Gehalts eines Volkes. In China konnte, von vereinzelten brutalen Angriffen auf harmlose bei dem Ausbruch der Feindseligkeiten auswandernde Japaner abgesehen, die stumpfe

Gleichgültigkeit der Massen nur mit der Empfindungslosigkeit der herrschenden Klasse wetteifern. Das chinesische Heer erwies sich, trotz seiner physischen Kräfte, seiner großen Fähigkeit zu ertragen und seiner auffallenden Gleichgültigkeit gegen den Tod — nur den auf dem Schlachtfelde ausgenommen — als eine Herde hülfloser Kulis; die Offiziere zeigten sich wenn möglich noch untauglicher als die Mannschaften. Die Militär-Mandarine werden von den Zivilisten verachtet und haben selbst keinen Berufsstolz, sie bringen ihren Leuten die herzlose Verachtung entgegen, die ihnen selbst zu teil wird und sind nie bei den Mannschaften, am wenigsten, wenn gekämpft wird. Ein europäischer Ingenieur der Tientsin-Shan-Ha-Kwang-Bahn, die während des Krieges Tausende von Soldaten beförderte, gab mir die Versicherung, daß er auch nicht einmal einen höheren Offizier die Truppentransporte habe leiten sehen, nur Hauptleute, die im chinesischen Heer aus der Zahl der gemeinen Soldaten hervorgehen. Die Etikette verbietet es dem Offizier bei den Mannschaften zu verweilen, es sei denn, um mit ihnen zu spielen und ihren Sold durch seine Gewinne zu verringern. Die Entfernung, die bei Paraden und auch bei der Schlachtordnung zwischen den Truppen und den befehlshabenden Offizieren innegehalten werden muß, ist in den chinesischen Instruktionsbüchern mit erbaulicher Genauigkeit angegeben: sie schwankt, je nach dem Range des Mandarinen, zwischen 1200 und 3000 Schritt. Man kann sich denken, welche Kontrolle ein Offizier, der in solcher Entfernung in seiner Sänfte sitzt oder, falls er zufällig reiten sollte, nach den Regeln der Etikette von einer Dienerschar zu Fuß umgeben sein muß, über seine Leute ausüben kann! Ein chinesisches Lager ist auch sehr chinesisch! Alles, was unterbleiben sollte, ge-

schieht nämlich, um es dem Feinde so sichtbar, als nur irgend möglich zu machen. Ebenso wie der chinesische Soldat auf Brust und Rücken seiner dunklen Uniform einen großen runden, weißen, mit Regiments- und Kompagnienummer bestickten Aufschlag trägt, der wie der Mittelpunkt einer Zielscheibe ca. 1000 Meter weit erkennbar ist, so zeichnet sich ein chinesisches Lager gegen den Himmel ab durch eine Anzahl bunter Fahnen und Wimpel, aus deren Mitte die Standarte des Befehlshabers aufragt. Das Lager selbst besteht aus viereckigen, durch Lehmwände abgeteilte Hürden, in die die Mannschaften zu je fünfhundert oder Tausend eingepfercht werden, während der Regimentsstab oder das Hauptquartier verhältnismäßig luxuriös in den Nachbardörfern leben und ihr Hauptaugenmerk darauf richten, die Truppen um den größtmöglichen Teil ihrer Rationen und ihres Soldes zu bringen. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen das chinesische Heer nicht den Feinden, gegen die es auszog, Schrecken einflößte, sondern den unglücklichen Bauern der Bezirke, in denen es einquartiert war! Von Disziplin konnte nicht die Rede sein, wenn auch ein Mandarin dann und wann einmal versuchen mochte, dem wilden Faustrecht unter seinen Leuten durch Maßregeln ebenso wilder und rechtloser Strenge entgegenzutreten.

Als z. B. einmal ein Brot- und Kuchenhändler, dessen Bude von Soldaten geplündert worden war, den General mit ermüdenden Klagen langweilte, erklärte dieser, daß, wenn der Händler einen der Schuldigen nennen könne, ihm Gerechtigkeit widerfahren solle. Der Händler bezeichnete sofort einen der anwesenden Soldaten, worauf der General den Befehl gab, daß der Beschuldigte auf der Stelle aufgeschlitzt werden solle. Zeigte sich dann, daß er schuldig

gewesen sei, gut und schön, anderenfalls sollte der Kläger für seine falsche Anklage ebenso bestraft werden. Der Befehl wurde ausgeführt und aus den blutenden Eingeweiden des Ärmsten wurden Beweise seiner Schuld gebracht. Der chinesischen Gerechtigkeit war genügt worden!

Die Japaner sind ein Volk von Heldenverehrern, wenn sie auch den Gegenstand ihrer Verehrung nicht immer vorsichtig prüfen, aber sie sind stets den höchsten Empfindungen zugänglich. Die Begeisterung des jungen Heeres, das zum ersten Male auszog, ließ sich nur vergleichen mit der allgemeinen Begeisterung für das Heer. Der Stabsarzt W. Taylor, der als englischer Militärattaché den Krieg mitmachte, hat kürzlich gelegentlich eines Vortrages seinen Kameraden in Aldershot unparteiisch den Eindruck geschildert, den er von dem japanischen Heere empfangen hat. Er sagte: „Man kann ohne Übertreibung zugestehen, daß die Fortschritte, die Japan in den letzten Jahren speziell auf dem Gebiete der Armee- und Flottenorganisation gemacht hat, den abendländischen Völkern bis zum Ausbruch des Krieges mit China unbekannt waren. In den Generalstäben der europäischen Staaten war es zweifellos bekannt, daß Japan eine Heeresmacht in gewisser Stärke stellen könne, und daß sie aus den verschiedenen Zweigen bestehe, die unumgänglich nötig sind, um ein modernes Heer zu bilden; aber keiner hat auch nur eine Ahnung gehabt, weder von dem hohen Grade der Vollkommenheit der japanischen Heeresorganisation, noch auch von der bewundernswerten Disziplin, der Ausdauer und der Tapferkeit der japanischen Soldaten. Es wurde ebensowenig anerkannt, daß Japan vortreffliche Ärzte und Chirurgen hat, von denen viele auf europäischen oder amerikanischen Hoch-

schulen mit hohen Ehren die Doktorwürde erlangt haben, und gar manche Vorkämpfer auf dem Gebiet der Bakteriologie und anderer Zweige wissenschaftlicher Forschung sind. Von der Erkenntnis ausgehend, daß seine ausgebildeten Soldaten der Versorgung und Pflege wert wären, daß es nötig sei, über ihre Gesundheit zu wachen, und daß allgemeine Menschlichkeit Stillen oder wenigstens Erleichterung allen Leidens verlangt, organisierte Japan das Sanitätswesen seines Heeres mit dem Erfolg, daß kein Volk der Erde — nicht einmal Deutschland ausgenommen — nicht noch mancherlei von der Vollkommenheit und Trefflichkeit dieser Organisation lernen könnte."

Die Japaner sehen in den Erfolgen ihres nach den anerkannten Grundsätzen moderner Wissenschaft geführten Feldzuges, nichts als die natürliche Entwickelung der ritterlichen Tugenden, die ihre Vorfahren angefeuert haben und die von jeher das beliebteste Thema ihrer Dichter gewesen sind. Jedes noch so abgelegene Dörfchen folgte mit Spannung jedem Vorfall des Krieges und schmückte sich nach besten Kräften mit Fahnen und Triumphbögen, um sein eigenes geringes Kontingent sieggekrönter Krieger zu bewillkommnen, sogar Träger und Kulis, die geringsten der nicht kämpfenden Teilnehmer, hatten ihr Teil an dem freudigen Empfang. In China sah ich elende Soldaten mit einem Minimum ihres Soldes entlassen sich durch Betteln und Drohen die Mittel zur Heimkehr in die entlegenen Gebiete verschaffen. In Japan sah ich die ganze Einwohnerschaft eines kleinen Dorfes auf den Bergen von Hakona im Wettkampf um die bloße Ehre, eine Schar invalider Soldaten, die von den Hospitälern in Tokio zur Genesung in die stärkende Höhenluft geschickt waren, aufzunehmen. Der eine wilde Ausbruch der Rache, den die Grausamkeiten der Chi-

nesen gegen die gefangenen Japaner in Port Arthur hervorriefen, war wirklich die einzige Ausnahme der strengen Disziplin, während des ganzen Krieges. Man darf auch gewiß diesem Vorwurf sowohl die freundschaftlichen Beziehungen entgegenstellen, die allgemein zwischen den Siegern und der Einwohnerschaft der Bezirke, die sie zeitweilig inne hatten, erwachsen sind, wie auch die Sicherheit, welche Chinesen, die es vorzogen, während des Krieges in Japan zu bleiben, genossen. Die Bitten so vieler Chinesen — der Umgegend von Wei-Hai-Wei und auch anderer Gebiete, die die Japaner evakuieren müssen — um Naturalisierung zu japanischen Staatsangehörigen sind ein sprechender Beweis für die Gerechtigkeit und die Großmut der japanischen Verwaltung selbst in einem besiegten Lande.

Der Unterschied zwischen dem Wert der Staatsleitung beider Länder steht klar und unauslöschlich verzeichnet in der Geschichte ihrer Geschicke während der letzten dreißig Jahre, und persönliche Bekanntschaft mit den Hauptvertretern Beider kann nur dazu beitragen, den Kontrast schärfer hervorzuheben. In Tientsin hatte ich Li-Hung-Tschang kennen gelernt, und wenige Wochen darauf hatte ich den Vorzug, auch den japanischen Ministerpräsidenten, Graf Ito, in Tokio zu sehen. Vergleiche sind stets ungerecht, und in diesem Fall könnte es für den Grafen Ito kaum schmeichelhaft sein, auch nur einen Vergleich ziehen zu wollen. Ich will also nur sagen, daß Graf Ito, wenn auch langsam und nicht fließend, so doch korrekt und verständlich englisch mit mir sprach; im Verlauf eines längeren Gespräches zeigt er ganz erstaunliche Kenntnis der Ideen und Methoden der abendländischen Kultur und die Fähigkeit in selbständiger, aber stets freundlicher und durchdachter Kritik zu beurteilen, inwiefern ihre Annahme vom

Standpunkte der materiellen Bedürfnisse und der ethischen Idiosynkrasien seines Volkes aus, ratsam und thunlich sei.

In den Äußerlichkeiten, die auch dem einfachen Reisenden auffallen, ist der Gegensatz nicht weniger überraschend. Ich habe schon versucht, von der Hauptstadt Chinas ein freilich nur farbloses und ungenaues Bild zu geben; die imposante Abgeschlossenheit und die Altertümlichkeit der Stadt Peking werfen noch immer einen gewissen Glanz auf die Stätte einstiger blühender Kultur, deren spärliche Überreste der vollkommenen Auflösung entgegengehen. Um aber eine chinesische Stadt mit allen ihren Greueln kennen zu lernen, muß man direkt aus der Reinlichkeit und der Symmetrie der europäischen Niederlassung in Shanghai in den Schmutz, den Gestank und das Chaos der Chinesenstadt kommen. Die beiden Stadtteile werden nur durch eine breite Verkehrsstraße und durch den tiefen Thorweg der zerbröckelnden Stadtmauer von einander getrennt. Auf der einen Seite ist während der letzten vier Jahrzehnte, unter einer eigentümlichen, äußerst praktischen Munizipal-Verwaltung eine rege und blühende Stadt erstanden, die mit vorzüglicher Wasserleitung und Drainage versehen, gut beleuchtet und gut gehalten ist; sie hat hübsche Promenaden, schöne Straßen mit geräumigen Häusern und imposanten öffentlichen Gebäuden, ausgedehnte Speicher und Geschäftslokale. Das ganze Flußufer entlang zieht sich eine Reihe herrlicher Quais und geräumiger Docks, die allen modernen Anforderungen entsprechend eingerichtet sind und es Shanghai ermöglicht haben, eines der größten Centren des Schiffsverkehrs der ganzen Welt und der bedeutendste Handelsplatz in Ostasien zu werden. Auf der anderen Seite stirbt die alte Chinesenstadt, gelähmt durch die Miß-

wirtschaft der Mandarine in Altersschwäche, Verderbtheit und Trägheit, langsam dahin; und die unternehmenden Einwohner wandern allmählich aus, um in den europäischen Niederlassungen, als gesetzlichen Schutz genießende Bürger, ruhig und sicher sich der reichen Früchte ihrer Begabung und ihres Fleißes zu erfreuen. An den Anderen, besonders an den herrschenden Klassen, geht auch dieser unmittelbare Erfolg, dieser greifbare, materielle Vorteil der abendländischen Kultur spurlos vorüber. Bestrebt die Gefahren zu mindern, die aus der Nähe eines solchen Herdes aller Krankheiten und Infektionen erwachsen müssen, versuchte der Magistrat der europäischen Stadt das Oberhaupt der chinesischen zu überreden, wenigstens gesundes Wasser aus den europäischen Wasserwerken hinüberleiten zu lassen, man stellte die günstigsten Bedingungen und wandte auch eifrig den Druck der Regierung an — alles umsonst. In europäischen Cisternen gefiltertes Wasser darf nicht das Weichbild der chinesischen Stadt berühren.

Außerhalb der großen Städte und auf dem Lande überhaupt atmet man eine gesündere und freiere Luft. Die Landleute sind freundlich, und je weiter sie von dem demoralisierenden Einfluß der großen Mandarine entfernt sind, destomehr spiegelt sich in ihren friedlichen Heimstätten die aus stillem, ungestörten Fleiß erwachsende Zufriedenheit wieder — desto mehr erkennt man aber auch, daß, wenn von dem früheren Wohlstande Chinas etwas übrig geblieben ist, es sich trotz der Beherrscher des Landes erhalten hat. Es geschieht nichts für die Erhaltung von Straßen und Kanälen, — alle öffentlichen Bauten, die nicht gerade bedenklichen Zusammensturz androhen, bleiben sich selbst überlassen, und die jämmerlichen Überreste dienen nur dazu, den Gegensatz zwischen der Vergangenheit

und der Gegenwart hervorzuheben. Schrecklich ist der Anblick unnützer Kraftanstrengung der Menschen und der Leiden der Tiere, den die Vernachlässigung aller, auch der naheliegendsten Pflichten des Staates zur Folge hat. In langen Reihen ziehen schwerbeladene Kameele und Maultiere auf den ausgetretenen Pfaden dahin, die, außer während der Regenzeiten, ein leichteres Vorwärtskommen ermöglichen, als die sogenannten Reichsstraßen. Denn der China eigentümliche konservative Zug hat den Wagenverkehr, der in die Zeit, wo es noch Wege gab, zurückreicht, noch lange, nachdem die Straßen überhaupt zu existieren aufgehört hatten, beibehalten. Vier, sechs, auch acht Pferde oder Maultiere werden vor die schwerfälligen, überladenen Karren gespannt und durch Schläge und Flüche angetrieben, bringen sie es fertig, sie über Blöcke und durch Rinnen zu ziehen, die in jedem anderen Lande für unpassierbar gelten würden. Kommt man dann an einen steilen Abhang, so werden als Hemmschuh ein oder zwei der bedauernswerten Tiere abgespannt und mit langen Stricken vom Kummet aus hinten an den Karren befestigt. Während nun das schwere Gefährt den Abhang hinunterrollt, bearbeiten die Fuhrleute diese unglücklichen Tiere von vorne mit den Geißelenden oder, noch schlimmer, mit dem Griff ihrer Peitschen, bis sie atemlos und an allen Gliedern zitternd, auf den Hinterbeinen den Abhang herunterschlittern und durch ihre Anstrengungen den Karren zurückhalten. Es ist wohl nur gerecht, hinzuzufügen, daß es den Leuten, die gleichzeitig Räder hemmen, kaum besser geht, als den armen Tieren, nur wissen sie, was sie zu thun haben und brauchen nicht erst erbarmungslos gepeitscht zu werden. Dies ist nur ein einziges Beispiel aus vielen ähnlichen Vorkommnissen, die den verrohenden Einfluß veran-

schaulichen könnten, dem das Volk durch die Herrschaft einer hartherzigen und mitleidslosen Klasse unterworfen ist, und durch die nicht nur das physische, sondern auch jedes moralische Empfinden abgestumpft wird, so daß schließlich auch die äußerste Verfeinerung der Folter unter den Zuschauern eher Neugierde und Belustigung, als Abscheu erweckt. Dieselbe Lähmung scheint sich des künstlerischen Empfindens des Volkes bemächtigt zu haben, sind doch die besten Arbeiten, die heute in China angefertigt werden, mit seltenen Ausnahmen, nur schwache Nachbildungen — wenn nicht gar reine Karrikaturen — der früheren Meisterwerke. Einige der interessantesten Verfahren sind überhaupt verloren, und der Geist, der sie zur Zeit Kien-Lungs oder Kiang-Hschis beseelte, ist ausgestorben. Wir haben allgemein den Eindruck, daß China nur stehen geblieben ist, während die anderen Völker fortschritten; thatsächlich hat es aber dem, auch für Völker geltenden Naturgesetz, daß Stillstand Rückschritt ist, nicht entrinnen können. Gewiß sind die Chinesen das Volk gewesen, das fast alles zuerst erfunden hat, vom Schießpulver an bis zu den Wagner'schen Leitmotiven, dessen Prinzip uns Europäern deutlich erkennbar ist, unter den fürchterlichen Mißklängen ihrer endlosen lyrischen Dramen; es hatte schon einen verhältnismäßig hohen Grad der Kultur erreicht, als unsere Vorfahren im Norden Europas kaum höher standen, als die Wilden. Aber es hat nichts vervollkommnen können, und, obwohl es schwer ist zu bestimmen, wann die Chinesen den Höhepunkt ihres Wohlstandes erreicht haben, so sprechen doch genügend Beweise dafür, daß sie während der letzten zweihundert Jahre nach allen Richtungen hin stetig und schnell sinken. Was wir jetzt sehen, ist nicht nur Stagnation — es ist Verfall.

In Japan hingegen bildet die Vergangenheit nur den malerischen Hintergrund, von dem sich die Errungenschaften der Gegenwart und die Verheißungen der Zukunft deutlich abheben. Es scheint mir nicht angebracht, hier die Naturschönheiten des lieblichen Inselreiches im fernen Osten zu schildern oder bei der Beschreibung des eigentümlichen, anziehenden Wesens seiner Bewohner zu verweilen; sind sie doch heutzutage jedem bekannt — aus eigener Erfahrung oder aus den vielen vortrefflichen Werken, die wir der Feder von Fachleuten verdanken, mit denen ich mich nicht vergleichen kann. Jedenfalls giebt es aber keine bessere Vorbereitung dazu, dem Land- oder Stadtleben der Japaner gerecht zu werden, als ein Besuch von China und dessen Hauptstadt. Kann Tokio auch weder in Bezug auf landschaftliche Schönheit noch auf geschichtliches Interesse den Vergleich mit Kioto, der früheren Hauptstadt des Mikado, aushalten, so weist es doch noch in charakteristischerer Weise die anmutenden Züge des japanischen Volkslebens in ihrer Verbindung mit den Errungenschaften der Neuzeit auf. In den breiten, gutgehaltenen Straßen, die von einem dichten Netz von Telegraphen- und Telephondrähten überzogen sind, verkehren sowohl die einheimische „Jinriksha", wie Omnibusse und elektrische Bahnen. Die hohen Schornsteine enormer Fabriken, in denen die junge japanische Industrie schon erfolgreich bemüht ist, den alten abendländischen Fabrikcentren den Rang abzulaufen, überragen die kleinen Werkstätten, ohne den geschickten Arbeiter zu erdrücken, der seinem langsam fortschreitenden Werk den Stempel einer künstlerischen Individualität aufdrückt. Tausende japanischer Laternen blitzen und funkeln allabendlich, trotz der großen Bogenlampen, die das nächtliche Firmament besternen. Der wilde Geist, der früher den japanischen

Gottesdienst beherrschte, ist verschwunden, aber noch haben die stattlichen Tempel von Siva und Asakuba ihren Halt und Einfluß auf den poetischen Sinn des romantischen Volkes nicht verloren; die schönen Anlagen und Gärten, die sie umgeben, stehen Allen offen und sind der liebste Aufenthalt für die Andächtigen und die Feiernden. Von den vielen eigentümlichen Zügen des Volkscharakters ist die schnelle Assimilationsfähigkeit einer der interessantesten, da sie es dem Volk, das dem dogmatischen Christentum so fern zu stehen scheint, ermöglicht, eine Kultur anzunehmen, die wir bisher, nach den Lehren der Geschichte, für absolut unvereinbar mit dem Heidentum hielten.

Der freundliche Empfang, mit dem der Fremde von Hohen und Niederen aufgenommen wird, ist vielleicht eher der angeborenen Höflichkeit des Japaners, als besonders freundschaftlichen Gefühlen für die Europäer zuzuschreiben. Aber dieses freundliche und zuvorkommende Wesen erhöht, im Verein mit der außerordentlichen, fast holländisch zu nennenden Reinlichkeit, die vom Begriff des Japaners unzertrennlich ist, den Genuß einer Reise durch das an eigentümlichen Schönheiten so reiche Land, das, wie kaum ein anderes, die Reize einer fremden und interessanten Umgebung mit wohlthuender Behaglichkeit zu vereinen weiß. Dann von Tokio nach Norden und Süden ausgehend, durchlaufen Eisenbahnen der Länge nach die ganze Insel. Der Biwa-Kanal, der zum Teil eine Bergkette als Tunnel durchbricht und das reiche Ackerbau treibende Gebiet des Biwa-Sees auf direktem Wasserwege mit der Hauptstadt verbindet, ist von Japanern allein erdacht und ausgeführt worden und liefert einen hervorragenden Beweis ihrer Ingenieurkunst; er läßt sich dem Bau des Peryar-Kanals in Süd-Indien zur Seite stellen, der in ähnlicher Weise,

nur in größeren Verhältnissen ausgeführt, als eine der stolzesten Leistungen der englisch-indischen Bautechnik gilt. Wohin man sich auch wenden mag, überall Häfen und Leuchttürme, Strom-Regulierungen, Straßen- und Brückenbauten, das Anwachsen blühender Industriestädte, wie z. B. Osaka, oder lebhafter Centren des Schiffsverkehrs, wie Yokohama und Hiogo, die schnelle Entwicklung einer großen Handelsflotte, Alles beweist den Eifer und die Intelligenz, mit denen Japan ausgerüstet ist, um, wie auf dem blutigen Schlachtfelde, so auch in dem Wettstreit friedlicher Kräfte seinen Platz zu behaupten. In dieser Hinsicht ist die geradezu wunderbare Ausstellung japanischer Industrien, die im Jahre 1895 in Kioto stattfand, von der größten Bedeutung, denn trotz der gewaltigen Anspannung des ganzen nationalen Lebens, die nicht allein durch den Krieg mit China, sondern auch durch die Befürchtungen noch ernsterer Kämpfe verursacht worden war, konnten die Japaner aus ihrer Überfülle an Kraft genug Gedanken, Unternehmungsgeist und Zeit herausschlagen, um auf industriellem Gebiet einen gleich hervorragenden, wenn auch friedlicheren Sieg zu erringen.

Zehntes Kapitel.

Die japanische Industrie auf der Ausstellung zu Kioto.

Dem Prinzip, daß Hans in allen Gassen auf keinem Gebiet etwas tüchtiges leisten könne, zufolge, nimmt man gewöhnlich an, daß ein so vielseitig begabtes Volk,

wie das japanische, auch durchweg oberflächlich ist, thatsächlich ist aber Gründlichkeit eine seiner spezifischen Eigenschaften. Die Geschichte des letzten Krieges muß wohl auch den skeptischsten Kritiker davon überzeugt haben, wenigstens inbetreff der japanischen Heeresorganisation und -Verwaltung, wenn man auch behaupten kann, daß die besten Eigenschaften der Truppen kaum auf die Probe gestellt worden sind. Die diesjährige Gewerbeausstellung in Kioto muß dem vorurteilslosen Besucher die Überzeugung aufgedrängt haben, daß sie in den Künsten des Friedens ebenfalls Vorzügliches zu leisten imstande sind.

Wo die Japaner nur Hand anlegen, da drücken sie überall den Stempel sorgfältiger Überlegung auf. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß sie die alte Reichshauptstadt — wo vor den Tagen des großen nationalen Erwachens der Mikado in einer Atmosphäre der Exklusivität thronte, wie sie noch heute den Sohn des Himmels in Peking umgiebt — zum Sitz der größten industriellen Ausstellung ihres Landes wählten, um einen jener feinen Kontraste herbeizuführen, die ihrem künstlerischen Sinn soviel Freude bereiten. Der Schönheitssinn ist ihnen angeboren, wie den alten Griechen oder den Italienern der Renaissance, und da man keine Anstrengung gewahr wird, neigt man dazu, die geistige Disziplin zu übersehen, die ihr ästhetisches Gefühl gebildet und gereift hat. Wohl Jeder, der z. B. die wunderbaren Tempel von Nikko besucht hat, wird von ihrer Lage, von dem sie umschließenden Rahmen, den lebhaftesten Eindruck empfangen haben. Die Königsgräber von Yemitsu und Yeyaschu erheben sich auf den terrassenförmigen Abhängen eines Hochthales und haben zum Hintergrund für die schillernde Pracht ihres feinausgeführten Baues einen ernsten majestätischen Hain hoher

Kryptomerien, Königen des Waldes, die schon Jahrhunderte gesehen hatten, ehe die Herrscher lebten, deren Gräber sie bewachen und die sie Jahrhunderte lang überdauern werden. Wir wissen jetzt von den Kennern der japanischen Kunstgeschichte, daß sowohl der äußere, wie auch der symbolische Kontrast geplant und bis in die kleinsten Einzelheiten ausgedacht war. Die japanischen Cedern gleichen den kalifornischen an Wuchs und Umfang, und ihre unvergängliche Erhabenheit, ihr dunkles Laub sollten nicht nur der unbeschreiblichen Zierlichkeit und dem vielfarbigen Glanz der graziösen Tempelbauten zur Folie dienen, deren spitzenähnliche Steinarbeiten, Schnitzereien, Paneele in Lackarbeit und polierte Säulen mit Jnkrustationen aus massivem Gold in dieser Umgebung fast so bunt schillernd und in ihrer Schönheit so zart und flüchtig erscheinen, wie Schmetterlingsflügel oder Regenbogenfarben; sie sollten überdies den Pilger daran erinnern, daß das Menschenleben, wie licht es auch sei, doch nur dem flüchtigen Sonnenstrahle gleicht, der für jeden nur einmal einen einzigen Punkt der geheimnisvoll sich bewegenden Sphäre unzähliger Jahre erhellt.

Ebenso anregend, wenn auch andere Jdeenkreise betreffend, ist der Gegensatz zwischen dem, dem Gestern angehörenden Japan, das noch in den alten Teilen von Kioto — der Stadt der vielen Tempel — schlummert, und dem heutigen und morgigen Japan, das die Honneurs einer vollkommen modernen Ausstellung macht, mit der das elfhundertjährige Bestehen der Stadt gefeiert wird. Der Stimme der großen Glocke von Chinonin erreichbar, die ihren tiefen Gebetsruf an so viele Generationen buddhistischer Gläubiger hat ergehen lassen und angesichts der mittelalterlichen Burg, wo noch vor kaum dreißig Jahren die

Mikados, nachdem das Shogunat europäischem Druck nachgegeben hatte, Pläne schmiedeten, um die „Barbaren" dem „Lande der Götter" fernzuhalten, hat Japan der Wirklichkeit des neuen Geistes, der in seiner Geschichte von dem Jahresnamen „Meiji" untrennbar sein wird, lebendiges Zeugnis gestellt. Die Thore Japans blieben über ein Vierteljahrhundert länger als die Chinas, jeglichem Eindringen abendländischen Einflusses verschlossen, als sie dann aber, zuerst wie in China durch Zwang aufgemacht wurden, da öffneten sie sich bald ganz weit, ohne einen der geistigen Vorbehalte, mittels derer es China gelungen ist, trotz aller Verträge die unzugängliche Starrheit seiner moralischen Isolierung beizubehalten. Es sind erst siebenundzwanzig Jahre vergangen, seitdem der einhundertunddreiundzwanzigste Herrscher aus einer Dynastie, die fast siebenundzwanzig Jahrhunderte hindurch in ununterbrochener Folge das ostasiatische Inselreich regiert hat, einsah, daß die Zeit gekommen sei, um auf sein Land die Moral des japanischen Sprichwortes anzuwenden, daß „wer zu alt wird, sich von den Jungen führen lassen muß". die Ausstellung in Kioto gewährt einen Rückblick auf das, was Japan während dieser siebenundzwanzig Jahre von der reifen Erfahrung des Abendlandes gelernt und nicht etwa bloß äußerlich angenommen und knechtisch nachgebildet, sondern innerlich verdaut, seinen eigenen Bedürfnissen entsprechend umgewandelt und mit seinem eigenen Geist beseelt hat.

Das Ausstellungsgebäude macht an und für sich keinen Anspruch auf größere Originalität oder Schönheit, als andere derartige Augenblicksbauten; es ist von Außen durchaus nicht unschön und ist innen sowohl gut ventiliert, wie auch hell erleuchtet, selbstverständlich tadellos rein und

gut gehalten und bequem und verständig eingerichtet. Der Inhalt führt einen durch das ganze Bereich der japanischen Industrie, die sich innerhalb der kurzen fünfundzwanzig Jahre so schnell und stetig nach allen Seiten hin ausgebreitet hat, daß sie jetzt an Ausdehnung kaum hinter der Industrie der ganzen Welt zurücksteht, ohne daß dabei die „spezifisch japanischen" Gewerbszweige etwas an künstlerischer Eigenart oder herkömmlicher Vorzüglichkeit eingebüßt hätten. Schon eine oberflächliche Durchsicht der ausgestellten Gegenstände genügt, um eine der vielen in Europa verbreiteten Sagen über Japan zu widerlegen, nämlich die, daß es seinen künstlerischen Idealismus dem praktischen Vorteil eines blühenden Engroshandels in wertloser Kunstware geopfert habe. Gewiß kann man heutzutage, besonders in den Häfen, wo die alles kaufenden Weltbummler verkehren und in manchen europäischen Läden viel japanischen Schund und noch gemeinere europäische Nachahmungen kaufen, die vor zwanzig Jahren keine japanische Werkstatt hervorgebracht hätte — es wäre nicht einmal eine dagewesen, um dergleichen zu fabrizieren. Die Japaner sind viel zu gute Kaufleute, um sich zu weigern, irgend einem Bedürfnis des auswärtigen Marktes zu entsprechen; ist es ihre Schuld, wenn viel billige und schlechte Ware verlangt wird? Es ist das überhaupt keineswegs eine spezifisch japanische Eigentümlichkeit und die Fähigkeit der Japaner, der im In- und Auslande vorhandenen und stetig zunehmenden Nachfragen nach den schönsten und vollendetsten Erzeugnissen ihrer nationalen Kunstindustrie zu genügen, hat nicht darunter gelitten. Nur ein Kenner könnte all die Wunderherrlichkeiten beschreiben, die in Kioto die prächtige Lebenskraft der japanischen Kunst bezeugen. Das Schlangengeschirr von Satsuma, das noch vor Kurzem dem Unter-

gange geweiht schien, behauptet aufs Neue die erste Stelle in der japanischen Keramik; das Eierschalenporzellan aus Mino, die schöne tiefe Farbengebung des Geschirres aus Kutami und die Thonwaaren aus Kioto selbst, zeigen, daß, was Abwechselung und Erfindungsgeist, ja auch was Farbenglanz und Weichheit anbetrifft, die besten modernen Schöpfungen den Vergleich mit den Kunstwerken der früheren Blütezeit aushalten können. Auch haben weder die Metallarbeiter noch auch die Elfenbeinschnitzer an Geschicklichkeit etwas eingebüßt, obwohl vielleicht dieser Zweig der japanischen Kunst noch am ersten das etwas schroffe Urteil rechtfertigt, „sie sei in kleinen Dingen groß und in großen klein". Der Genius, der die große Bronzestatue des Buddha von Kamakura schuf, jene unvergängliche Verkörperung des „Friedens, welcher höher ist als alle Vernunft," gehört einem längstvergangenen Jahrhundert an, und das Geheimnis dieser Schöpfung war schon unwiederbringlich verloren, ehe von Kontakt mit Europäern die Rede sein konnte. Andererseits haben die japanischen Lackierer, die ihre chinesischen Lehrmeister gar bald überholt hatten, kaum je Schöneres geschaffen — besonders in den unvergleichlichen Goldlackarbeiten — als heute, ja man kann sagen, daß die „cloisonné" Emaillierung erst jetzt zur größten Vollendung gebracht worden ist, da die moderne Arbeit der Schulen von Kioto und von Tokye, die jede in ihrer Art so Treffliches hervorbringen, mit der Genauigkeit der maßvollen Zeichnung der alten Muster eine bisher nicht gekannte Zartheit der Farbe und Vollendung der Ausführung verbindet. Sind auch die in Öl- und Aquarelltechnik ausgeführten Malereien der, unter europäischem Einfluß stehenden japanischen Kunstschule weiter nichts, als die freilich achtungswerten Schöpfun-

gen junger Künstler, die wohl meist in Paris studiert haben, so sind doch auch auf der Ausstellung Werke im alten japanischen Stil reichlich vorhanden, die den Beweis führen, daß der Einfluß der großen Künstler-Handwerker nicht mit Kyosai erloschen ist, trotz der weitverbreiteten Ansicht, daß sein im Jahre 1889 erfolgter Tod das Ende der japanischen Kunst bedeutet. Noch weniger kann den modernen japanischen Stickereien oder den Handmalereien auf Seide und Sammet, ein den besten früheren Arbeiten mindestens gleichkommender Reichtum der Phantasie und des Geschmackes der Ausführung abgesprochen werden. Wenn ich als Laie hier eine persönliche Bemerkung, die jedoch auch von berufener Seite vertreten wird, einflechten darf, so möchte ich sagen, daß es mir vorkommt, als ob im Allgemeinen diejenigen Zweige des japanischen Kunstgewerbes, die durch den Schönheitssinn des Volkes am meisten beeinflußt werden, entschieden bei weitem mehr gewonnen haben, durch die Annahme verbesserter moderner Verfahren, als sie durch die relative Verschlechterung eingebüßt haben, die eine ungeheuer vermehrte Produktion immer in gewisser Weise nach sich zieht.

Wollte man aber selbst dem Urteil des trübseligsten „laudator temporis acti“ beistimmen und das Aussterben all der Kunstformen, die wir mit dem Begriff des alten Japan verbinden, unvermeidlich herannahen sehen, so würden immerhin weder die heutigen, noch auch die noch zu erwartenden Leistungen des modernen Japan auf dem weiten Feld der Weltindustrie durch das Aussterben jener sehr betroffen werden. Diese letzteren sind es, die den wichtigsten, wenn auch nicht den anziehendsten Teil der Ausstellung in Kioto ausmachen; sind sie doch der augenfällige Beweis der außerordentlichen Energie, des Fassungs-

und des Anpassungsvermögens eines hochbegabten Volkes. Kann George Eliots Definition des Genies, als eine unbegrenzte Fähigkeit des Sich-Mühe-gebens, nicht als allgemein zutreffend gelten, so giebt es doch kein Volk, dessen Geist sie besser charakterisiert, als die Japaner. Zuerst bemühten sie sich, die Erzeugnisse der europäischen Industrie einfach nachzubilden und, wie es zu Anfang ja immer geht, ihre ersten Versuche fielen recht ungeschickt und unvollkommen aus: aber mit zäher Energie ließen sie nicht nach, bis es ihnen gelang, die Fehler wieder gut zu machen und in manchen Fällen sogar ihre Vorbilder zu übertreffen. Sie haben innerhalb eines Vierteljahrhunderts gelernt, tausend Gegenstände auzufertigen — von europäischen Hüten und Stiefeln an bis zu Pflügen und Dampfkesseln, Dinge, an die sie vor fünfundzwanzig Jahren nicht im Traum dachten — und zwar produzieren sie diese Sachen nicht nur in vortrefflicher Qualität und in stets wachsender Quantität, sondern sie sind auch teils durch zufällige, teils durch dauernde Verhältnisse in der Lage, dieselben billiger herzustellen, als es die großen Industriezentren des Abendlandes können. Ich wurde allerdings gewarnt, den an den ausgestellten Waren bemerkten Preisangaben Glauben zu schenken, da einige japanische Fabrikanten, um die Jury bei der Preisverteilung zu ihren Gunsten zu beeinflussen, ihre Ware billiger auszeichnen sollen, als der wirkliche Verkaufswert derselben ist; sie sind freilich dann vorsichtig genug, die Gegenstände als verkauft zu bezeichnen, um sie nicht eventuell unter dem Herstellungspreis abgeben zu müssen. Der Gerechtigkeit wegen muß ich aber bemerken, daß in den wenigen Fällen, in denen ich Gelegenheit hatte, diese Behauptung auf die Probe zu stellen, die Sachen mir ohne jede Schwierig-

keit zu den Preisen der ausgestellten Muster überlassen wurden.

Eine der Abteilungen, denen der englische Ausstellungsbesucher das meiste Interesse entgegenbringt, ist die der Textilindustrie; sie enthält nämlich die Baumwollengarne und Stückware aller Art, die schon jetzt erfolgreich mit Produkten von Lancashire und Indien konkurrieren. Hier zeigt sich wieder in der einfachsten und nachdrücklichsten Weise die Fähigkeit der Japaner, rein mechanische Arbeit, wo es nur irgend angeht, durch ihren Kunstsinn zu verschönen, sie dabei aber zu den denkbar billigsten Preisen auf den Markt zu bringen. Es zeichnen sich z. B. die Muster der gewöhnlichsten baumwollenen Stoffe durch eine ganz eigene Grazie und Originalität aus und es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Seidenwaren, besonders die besseren Qualitäten geblümter Seidenstoffe und Brokate dies künstlerische Empfinden in höherem Maße zum Ausdruck bringen. Die Wollenindustrie steckt zur Zeit in Japan noch in den Kinderschuhen, ist aber trotzdem in genügender Weise auf der Ausstellung vertreten, um zu zeigen, wie schnell das Angebot die erst seit wenigen Jahren vorhandene Nachfrage einholt. Die Australier sehen in Japan schon den großen zukünftigen Marktplatz für ihre Wollen, und bei der verhältnismäßig geringen Entfernung der beiden Länder von einander kann die englische Kolonie in Australien gewiß darauf rechnen, das Rohmaterial, das Japan nicht selbst hervorbringt, zu liefern.

Eine Liste der Gegenstände, die auf der Ausstellung die verschiedenartigsten, ursprünglich europäischen, aber jetzt vollkommen in Japan akklimatisierten Industriezweige vertreten, wäre eine bloße Aufzählung fast aller Sachen,

die in Oxford Street oder in Cheapside zu haben sind, sei es bei dem Posamentier oder Strumpfwaarenhändler, beim Sattler oder Uhrmacher, beim Schuhmacher oder Hutmacher, beim Messerschmied, beim Buchbinder, beim Kaufmann, beim Goldschmied, beim Klempner, beim Schirmmacher, beim Papier- oder Spielwaarenhändler und sofort „ad infinitum“. Wenn viele dieser Gegenstände, was ihren wahren Wert oder auch nur moderne Ausführung anbetrifft, vielleicht nicht den Vergleich aushalten können mit den besten Londoner Fabrikaten, so wäre man doch durchaus im Irrtum, wollte man sie für ganz wertlose Nachbildungen halten; denn thatsächlich kommt der verhältnismäßig qualitative Minderwert kaum in Betracht gegenüber des verhältnismäßig so viel niedrigeren Preises. Bei den Arbeiten, die die größte Zartheit der Ausführung verlangen, so z. B. in der Herstellung von wissenschaftlichen, optischen oder photographischen und ganz besonders von chirurgischen oder zahnärztlichen Instrumenten vollbringen der scharfe Blick und die leichte Hand des Japaners wahre Wunder an Akkuratesse. Ich traf zufällig vor einem dieser Instrumenten-Schränke einen jungen deutschen Chirurgen, den Assistenten eines bekannten Spezialisten, der in Staunen und Bewunderung über die Feinheit der Arbeit und den geringen Preis versunken war. Er hob besonders eine genaue Wage, zum Messen verschiedener kleinerer Quantitäten hervor und versicherte, daß man schwerlich in ganz Europa eine ebensolche finden würde, keinesfalls aber unter dem doppelten Preise. Mit derselben hervorragenden Geschicklichkeit sind mechanische Werkzeuge, z. B. Agrikulturzwecken dienende Instrumente, den besonderen Bedürfnissen des japanischen Handwerkers und Bauers angepaßt worden.

Als das Merkwürdigste dieser ganzen wundersamen Offenbarung eines gestern noch nicht vorhandenen und heute schon in vollster Entfaltung dastehenden, gewerblichen Lebens berührt uns vielleicht das Sausen und Donnern der Dampfmaschinen und Elektromotoren in der Maschinenhalle, die alle, natürlich nach europäischen Mustern, aber den Bedürfnissen der einheimischen Industrie entsprechend umgewandelt, von Japanern gebaut sind: Webstühle und Spinnereimaschinen, Druckereipressen, Antreibmaschinen usw. Dieser Theil der Ausstellung weist wohl eher auf die Zukunft hin, als daß er positive Leistungen der Gegenwart bietet, denn Japan wird wohl noch jahrelang den größten Teil seines Bedarfs an Maschinen, die es im Jahre 1894 für nicht weniger als eine halbe Million Pfund Sterling importierte, aus dem Ausland beziehen müssen. Aber freilich in anbetracht der Riesenschritte, mit denen es vorgeht, kann man sagen, daß es für die Entwicklung seiner Indüstrie keine ferne Zukunft zu geben scheint.

Recht lehrreich ist ferner das Betragen der japanischen Gäste, die die Ausstellung aus allen Teilen des Landes und aus allen Schichten der Bevölkerung nach Kioto lockt. Die Japaner lieben nämlich Vergnügen, sie gehen von dem Prinzip aus, daß Arbeit ohne Erholung zu schnell abstumpft, aber selbst bei Vergnügen behalten sie ihren nüchternen Sinn und lassen, wenn es irgend angeht, ihren Beruf nicht ganz aus den Augen. Der Tarif der Eisenbahnen ist, trotz des großen Gewinnes, den sie abwerfen, nach unseren Begriffen lächerlich gering, man zahlt dritter Klasse kaum zwei und einen halben Pfennig für die englische Meile (ca. 1½ Kilom.) und zum Besuch der Ausstellung sind Rückfahrtkarten zum Preise der Einzelfahrt ausgegeben worden. Ein Handwerker aus Tokio

kann somit nach Kioto und zurück — eine Entfernung von ungefähr zwölfhundert und fünfzig Kilometer — für weniger als 8 Mark gelangen, und da 1 Mark täglich für Unterkommen und Beköstigung vollauf genügt, übersteigt der Ausflug nicht seine Mittel. Zur Veranschaulichung japanischer Preise möchte ich anführen, daß man an jeder Eisenbahnstation eine Portion heißen, frischen aromatischen Thee samt Theekanne und Tasse aus gewöhnlichem, aber mit Geschmack verziertem Steingut für die Summe von 8 Pfennigen erstehen kann! Unter solchen Umständen wird der Japaner, der einen Ausflug über Alles liebt und dem eine Reise schon um ihrer selbst willen Freude macht, sich eine so vielversprechende Vereinigung des Nützlichen mit dem Angenehmen kaum versagen. Denn er kommt nicht etwa aus bloßer Neugier oder Vergnügungssucht nach Kioto, sondern er will auch da etwas lernen. Schlendert er auch fast teilnamslos durch die Teile der Ausstellung, an denen er kein besonderes Interesse hat, und lacht und spottet er auch noch so sehr mit seinen Gefährten über die neuesten europäischen Modethorheiten, die er ausgestellt sieht, sein ganzes Benehmen ändert sich, sowie er die Abteilung betritt, die ihn persönlich angeht, mit der größten Aufmerksamkeit studiert er alle Einzelheiten, er zieht Erkundigungen ein und in 9 Fällen aus 10, wird er ein Notizbuch hervorziehen und seine Bemerkungen langsam und mühevoll, aber mit gewissenhafter Gründlichkeit eintragen. Er scheint diesen großen Tempel moderner Industrie, mit dem besonderen Schrein für sein spezielles Handwerk, so ziemlich in demselben Licht zu sehen, wie die Tempel seiner Götter, die mit ihren schattigen Alleen, ihren Theegärten und den in der Nähe abgehaltenen Märkten, dreifache Annehmlichkeit bieten: neben

der leichten Erfüllung religiöser Pflichten, Gelegenheit zu einem vergnügten Piknik und zu nützlichen Einkäufen auf dem Heimweg.

Verläßt man nun den Ausstellungspark, mit den vielen malerischen, bewegten Gruppen von Männern, Frauen und Kindern, die sich jetzt ebenso von ganzem Herzen vergnügen, wie sie vorhin sich im Gebäude auf das Lernen konzentrierten und schlendert man über die stillen, fichtenbestandenen Höhen von Marujam dahin, so schaut man hinunter auf die große sich weithin ausdehnende fremde Stadt, die seit 11 Jahrhunderten ihr ureigenes vom Hauch europäischer Kultur unberührtes Leben geführt hat, und auf die hochmodernen glasgedeckten Eisenbauten, die die wunderbaren Resultate eines nur fünfundzwanzigjährigen Kontaktes mit der abendländischen Denk- und Lebensweise bergen. Auch des unempfänglichsten Gemüts muß sich da ein überwältigendes Sehnen bemächtigen, einen Blick in die Zukunft werfen zu dürfen, die diesem so alten und gleichzeitig so jungen Volke vorbehalten ist, das sozusagen majorenn, in eine neue Lebensphase eingetreten ist, das in demselben Jahre seine Talente für die Künste des Krieges, wie des Friedens in gleich hervorragender Weise bethätigt hat, und das heutzutage das einzige Volk zu sein scheint, dem es gelingen könnte, mit der neuerworbenen Gewandtheit in den Dingen unseres hauptsächlich mechanischen Zeitalters, sein altehrwürdiges Erbteil künstlerischer Originalität und feinen Empfindens zu verbinden.

8*

Elftes Kapitel.

Japan und England.

Während der Krieg in China den unbeschreiblichen Verfall, der sich noch halb unter dem Deckmantel einer uralten, ehrwürdigen Civilisation verbarg, schonungslos aufgedeckt hat, hat er in Japan die neue Kultur, dem Skepticismus gegenüber, dem diese so ungewöhnlich schnell fortschreitende soziale Evolution fast überall begegnete, glänzend gerechtfertigt. Bis zum vorigen Jahre zeigte fast die ganze abendländische Welt eine gewisse leutselige Herablassung gegen Japan oder eine kaum verhehlte Spöttelei. Man nannte es „une traduction mal faite", oder, war man vielleicht unparteiisch genug, zuzugeben, daß die Übersetzung doch nicht gerade zu schlecht sei, so wollte doch Keiner Wort haben, daß es anderes, als eine Übersetzung sein könnte. Es waren beliebte Redensarten zu behaupten, die Japaner seien Plagiatoren, sie wären scheel und oberflächlich, sie opferten die schönen Eigentümlichkeiten ihres nationalen Lebens, um die Sitten und Gebräuche der Europäer nachzuäffen, sie schmückten sich mit den fremden Federn politischer Einrichtungen, die ihnen kaum besser stünden, als der europäische Anzug, den sie dem kleidsamen „Kimono" ihrer Ahnen vorzögen, daß die Goldgier auch ihren künstlerischen Schönheitssinn zu dem vulgären Bestreben mit der Industrie Europas zu konkurrieren erniedrigt habe. Sie verloren den Reiz eines zarten „object de vertu", dem Spielzeug ästhetischer

Dilettanten, und hatten sich noch nicht den harten Proben des Alltagslebens gewachsen gezeigt. Manche meinten, die Japaner seien aufdringliche Parvenüs, deren Ruhelosigkeit noch einmal ernste Störungen verursachen würde, wenn ihnen nicht durch Unruhen im Inlande die Hände gebunden würden, das stünde allerdings als Folge des thörichten Experiments mit der neuen Konstitution nur zu erwarten. Eine dritte Meinung, hauptsächlich von denen vertreten, die im Orient handeltreibend zuerst die Konkurrenz der Japaner empfinden mußten, ging dahin, daß sie sich in einer sträflichen Verschwörung gegen die kommerzielle Überlegenheit des Westens zusammengethan hätten, und daß, wenn es auch falsch sei, sie zu unterschätzen und zu verlachen, es Thorsinn wäre, nicht in ihrem „unlauteren Wettbewerb" eine drohende Gefahr zu erblicken. Freilich sahen auch viele kluge Beobachter von den Übertreibungen dieser Ansichten ab und begriffen besser die Bedeutung und Tragweite der großen nationalen Verwandlung, mit der, sei sie wünschenswert oder nicht, die Welt zu rechnen haben würde. Aber im Allgemeinen kannte man die thatsächlichen Verhältnisse Japans zu wenig, und wo man sie kannte, da fehlte es an Sympathie, besonders in England stand das Dogma: „Die Japaner seien oberflächlich, feindselig und im Großen und Ganzen höchst unangenehm" ebenso fest, wie der Glaube „an die latenten Kräfte Chinas, unseres natürlichen Verbündeten".

Es ist gewiß kein Kunststück, nach den Ereignissen klug zu sprechen, nur überkommt einem heute, wenn man China und Japan kennt, ein tiefes Staunen, daß wohlunterrichtete Leute, ja sogar solche, die beide Länder kannten, noch Zweifel über den Ausgang des Kampfes zwischen ihnen hegen konnten, und noch mehr darüber, daß die

Sympathien der Europäer, in besonderem Maße der Engländer, wenn auch vielleicht nicht allgemein, so doch anfangs sich zum größten Teile China, zuwandten. Dieses Phänomen kann nur durch Ereignisse, die den Ausbruch der Feindseligkeiten einleiteten und begleiteten, erklärt werden. Als, noch ehe der Krieg offiziell erklärt worden war, der „Kowshing", ein unter englischer Flagge segelndes englisches Schiff, von der japanischen Flotte in den Grund gebohrt wurde, schien das eine That mutwilliger Aufreizung eines freundschaftlich gesonnenen Volkes zu sein. Jetzt ist bekannt geworden, daß chinesische Kriegsschiffe die Feindseligkeiten bereits durch einige Schüsse auf japanische Schiffe würdig eröffnet hatten, und ferner, daß obwohl auf dem „Kowshing" noch die englische Flagge gehißt war, es doch in jedem verständigen Sinne aufgehört hatte, ein englisches Schiff zu sein, denn die an Bord befindlichen chinesischen Mandarine hatten sich vollkommen der Leitung bemächtigt und die Schiffsoffiziere gezwungen, sich der Überzahl zu fügen. Es kann jetzt auch kein Zweifel mehr daran bestehen, daß als die chinesischen Behörden für ihren Truppentransport ein englisches Schiff charterten, statt sich eines ihrer eigenen zu bedienen, sie auf die Unantastbarkeit einer neutralen Flagge rechneten, für den Fall, daß das Schiff während der Ausführung seiner Mission durch den Ausbruch des Krieges überrascht würde. Jedenfalls ist die Frage endgültig beigelegt worden, durch die Erklärung der berufenen Richter, daß nichts gegen die japanische Regierung vorliege; seiner Zeit verstärkte dieser Fall aber ganz bedeutend das gegen Japan erregte Vorurteil der Verteidiger Chinas, die zu dessen Gunsten auch die alte Fabel vom Wolf und vom Lamm wieder aufs Tapet brachten.

Es ist überflüssig, sich jetzt noch über die Gründe der japanischen Intervention in Korea auszulassen, umsomehr, da ich es mit den Wirkungen mehr als mit den Ursachen zu thun habe, und es wäre ebenfalls zwecklos, bestreiten zu wollen, daß Japan sich beständig auf einen Krieg mit China vorbereitete, den es für unvermeidlich hielt und deshalb nicht unabsehbar hinausschieben wollte. Man kann jedoch, wie die Umstände, die den Konflikt beschleunigt haben, auch liegen mögen, einem Volk nicht vorwerfen, den Krieg leichtsinnig vom Zaune gebrochen zu haben, wenn der Gegner selbst sich schon seit Jahren mit unverkennbar feindlichen Plänen trug. Die Japaner waren mit den Vorgängen in China vertraut genug, um zu wissen, daß das himmlische Reich schon im Jahre 1882 beschlossen hatte, die erste Gelegenheit wahrzunehmen, dem Fortschritt Japans in den Weg zu treten und durch Waffengewalt seine Oberherrschaft endgültig wieder herzustellen. Eine, in jenem Jahre von Li-Hung-Tschang eingereichte Denkschrift, die leider nicht, wie die Vorschläge Benedettis, vom großen Bismarck im rechten Augenblick veröffentlicht wurden, hebt dies hervor, als das Hauptziel der chinesischen Politik: „Euer Majestät haben mich huldvollst mit der Ausarbeitung des Planes einer Invasion Japans beauftragt", sagte der Vicekönig und wenn er von dem, damals in Peking gewünschten, sofortigen Angriff abriet, so war es nur deshalb, weil er die Kriegsmacht der beiden Länder besser, als seine Kollegen zu schätzen wußte. „Mein bescheidener Rat wäre es, keinesfalls unsern Plan, in Japan einzufallen, aufzugeben, aber auch nicht den Fehler einer Übereilung zu begehen . . . Ein alter Grundsatz sagt, daß nichts gefährlicher ist, als einen Plan vorzeitig zu enthüllen, weshalb ich schon in einer früheren Denkschrift Euer Majestät

geraten habe, äußerst vorsichtig zu sein, und unser Vorhaben geheim zu halten, dabei aber nichts zu unterlassen, was zur Hebung unserer Kräfte beitragen kann." Nach weiterer Erörterung, „welches wohl der beste Vorwand sein könne, um mit Japan Händel anzufangen", wiederholt er zum Schluß, „daß es vor allen Dingen nötig sei, die Verteidigung des Landes zu verstärken und eine mächtige Flotte zu organisieren und die feindlichen Schritte gegen Japan nicht voreilig zu unternehmen". Man kann einwenden, daß den in China wie Pilze aus der Erde schießenden Denkschriften kein allzu großes Gewicht beigelegt werden darf, und daß in diesem Fall Li-Hung-Tschang wohl nur seine Mißbilligung der Pläne der Pekinger Heißsporne in die höfliche Form einer Warnung einkleiden wollte. Aber es ist nicht leicht, diese nachsichtige Auslegung dem Benehmen Chinas gegen Japan anzupassen, und noch weniger der Politik, die der chinesische Resident in Korea verfolgte. Der eigentliche Zweck der Kriegsrüstungen Li-Hung-Tschangs sollte thatsächlich die Züchtigung der japanischen Parvenüs sein, auf die er noch heute mit dem unüberwindlichen Stolz des Chinesen verachtungsvoll herabblickt. Daß die von ihm geleiteten Vorbereitungen zum Kriege nicht ganz so gut ausfielen, wie die der Japaner, ändert nicht viel an der Sache, denn der Geist, mit dem sie betrieben wurden und die Absicht bleiben bestehen. In China zweifelte Niemand an der Unüberwindlichkeit seiner Panzerschiffe und seines Heeres und das Einzige, daß zu seiner Entschuldigung hervorgebracht werden kann ist, daß es selbst wohl nie vollkommen begriffen hat, wie durch die, von seinem eigenen Namên ausgehende Habgier und Unwissenheit Heer und Flotte untauglich zu anderem geworden waren, als zu den von ihm

selbst so gern geleiteten Paraden und Militärschauspielen. Unter diesen Umständen kann es den Japanern nicht verargt werden, wenn sie im Jahre 1894 den ihnen in Korea durch das eigenmächtige Vorgehen Chinas zugeworfenen Fehdehandschuh in einem günstigen Augenblick aufnahmen, ebenso wenig wie Bismarck zu tadeln war, als er im Jahre 1870 die Deutschland durch das anmaßende Benehmen der Franzosen, inbetreff der hohenzollernschen Kandidatur gebotene Gelegenheit ergriff. Wäre im Jahre 1894, als sich die Komplikationen in Korea drohender gestalteten, oder auch schon unter früheren Ministerien, während der langen Brütezeit der feindlichen Absichten Chinas, der Einfluß Englands in Peking bis aufs Äußerste angestrengt worden, so wäre Japan vielleicht die Notwendigkeit erspart geblieben, mit Waffengewalt sein Recht auf freie, von chinesischem Druck nicht belastete, nationale Entwicklung zu behaupten, denn darum wurde im Grunde auf den Schlachtfeldern in Korea und der Mandschurei gekämpft. Bis zum Ausbruch des Krieges hätte Japan sich mit einer, der praktischen Anerkennung seiner von China ja schon formell zugestandenen Gleichberechtigung entsprechenden Konzession begnügt, besonders wenn diese Konzession unter dem Druck und damit auch gewissermaßen unter der Garantie Englands erfolgt wäre. Aber der verhängnisvolle Irrtum, daß China nicht allein unser natürlicher Bundesgenosse, sondern auch als solcher sehr wertvoll sei, hatte uns seit Jahren dem ganzen Zug der chinesischen Politik Japan gegenüber ein Auge zudrücken lassen, sodaß im kritischen Augenblick Lord Rosebery nur in die Fußstapfen seiner Vorgänger trat.

Was jedoch die Europäer, besonders die Engländer am meisten gegen die Japaner einnahm, war die allgemein

erbitterte Stimmung der ostasiatischen Staaten gegen Japan. Es wäre nicht richtig, diese Bitterkeit nur der aus rivalisierenden Handelsinteressen erwachsenden Eifersucht zuzuschreiben, oder etwa dem heimlichen Nebengedanken, daß ein so hülflos treibender Staat wie China, dem Unternehmungsgeist der Europäer ein lohnenderes Feld sein würde, als das thätige, rastlos fortschreitende Japan. Nein, es muß zugegeben werden, daß Japan sich in einem sehr wichtigen Punkt nicht zu seinem Vorteil mit China vergleichen läßt. Obwohl in beiden Ländern der Kaufmannsstand intelligent und eifrig ist, zeichnet er sich in China durch verhältnismäßige Ehrlichkeit, Treue und Zuverlässigkeit vorteilhaft vor den lasterhaften höheren Klassen aus, in Japan dagegen setzt er sich aus den wenig achtbaren Elementen des Volkes zusammen. Bis zum Anbruch der neuen Ära in der Geschichte Japans blickte der alte Lehnsadel mit noch weit größerer Verachtung auf den Kaufmann herab, als es im Reich des Himmels noch heute der Mandarin thut. Gewohnt als ein sozialer Paria angesehen zu werden, fehlte es dem japanischen Handelsmann an jener Selbstachtung, die andere Gesellschaftsklassen beherrscht und er kam nur zu oft mit Recht in den Ruf, ein ganz gewissenloser Schelm zu sein. Als Japan sich dem Verkehr mit Europa erschloß, suchten die europäischen Kaufleute natürlich sich durch gewisse Maßregeln gegen die Treulosigkeit der einheimischen Kaufleute zu sichern. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese, damals gewiß notwendigen Maßregeln von dem überaus sensitiven Volk nur immer peinlicher empfunden werden mußten, je mehr sich die Gesinnung der japanischen Gesellschaft gegen die handeltreibenden Klassen einer vollkommenen Wandlung näherten. Handel und Gewerbe sind schon längst nicht mehr ver-

rufen und viele hochstehende, tüchtige und ehrenhafte Männer sind heute in Japan direkt oder indirekt an bedeutenden Bankgeschäften, an industriellen und merkantilen Unternehmen beteiligt. Auch giebt es viele japanische Firmen, die, was absolute Ehrlichkeit und Rechtlichkeit anbetrifft, den Vergleich mit irgend einem der in Japan vorhandenen europäischen Geschäfte aufnehmen können, aber obwohl durchschnittlich die Geschäftsmoral gestiegen ist, so läßt sie noch immer zu wünschen übrig. Noch in diesem Sommer gelang es z. B. einer Vereinigung japanischer Kaufleute, dem japanischen Gesetz Trotz zu bieten und durch Androhung vollkommenen Boykotts, eine englische Firma zu zwingen, auf die Inkrafttretung eines Urteilsspruches zu verzichten, der bei einem groben Kontraktbruche zu ihren Gunsten gefällt worden war. Keine einzige japanische Zeitung wagte es, dagegen aufzutreten und dies Vorgehen eine Kränkung der kaufmännischen Ehre und eine Beleidigung der japanischen Gerichte zu nennen. Dergleichen Vorkommnisse rufen natürlich Unwillen und Mißtrauen hervor und, obwohl die Abhülfe kaum in Gegenanklage und Wiedervergeltung liegen dürfte, ist es nicht zu verwundern, wenn das Urteil der in Japan ansässigen Europäer oft durch Voreingenommenheit beeinflußt wird. Umsomehr gereicht es aber dem Kabinet Lord Rosebery's zur Ehre, daß es, trotz heftigen Widerstrebens, trotz der Gleichgültigkeit und der Unwissenheit im eigenen Lande, das erste war, das durch die großmütige Revision der Verträge die Berechtigung Japans anerkannte, trotz seiner Mängel und Unvollkommenheiten nicht mehr als ein Kind oder ein Ausgestoßener unter den zivilisierten Völkern der Welt zu gelten. Dieses Zugeständnis, das aus freiem Antriebe Japan gemacht wurde, noch ehe es durch seine

Siege den Anspruch darauf bestärkt hatte, war eine staatsmännische That, deren Rückwirkung auf die Beziehungen der beiden Länder zu einander, nur zeitweilig geschwächt wurde, durch gewisse unangenehme Zwischenfälle zu Beginn des Krieges, wie auch durch die anhaltend erregte, antijapanische Stimmung eines großen Teiles der englischen Presse in Ostasien. Die spätere Weigerung Englands, sich den Kontinentalmächten bei ihrer Intervention zu Gunsten Chinas anzuschließen, bestätigte die frühere That und verstärkte deren Wirkungen.

Die Politik der Völker wird zweifellos in der Zukunft mehr als bisher durch industrielle und kommerzielle Gegnerschaft bestimmt werden; solange diese sich jedoch innerhalb der Grenzen rechtmäßigen Wettbewerbes hält, dürfte sie kein unüberwindliches Hindernis freundschaftlicher, ja sogar intimer, auf politischer Interessengemeinschaft fußender Beziehungen bilden. Das Vorhandensein solcher Gemeinschaft der politischen Interessen der Inselreiche des Westens und des Ostens wird, in Japan wie in England, fast täglich allgemein anerkannt. Wie empfindlich und leidenschaftlich sich die Japaner auch manchmal zeigen mögen, es liegt doch unter ihrer großen Erregbarkeit eine erstaunliche Scharfsicht und Urteilsklarheit verborgen. Hatte eine ununterbrochene Folge von Siegen die Vaterlandsliebe mächtig angefeuert und gereichte die allgemeie Begeisterung des phantasievollen Volkes seinem Herzen zur Ehre, so war doch die nüchterne Mäßigung, mit der es seine Lorbeeren trug, nicht weniger bewundernswert. Manchem, mehr an berauschende Siege gewöhntem Volk wäre die aufrichtige Schmeichelei staunender Verwunderung, die Japans glänzendes Debut auf der modernen Kriegsbühne fast allgemein erregte, zu Kopf gestiegen, aber, abgesehen von einigen

Aufwallungen jugendlicher Eitelkeit der noch unreifen Presse, behielten Nüchternheit und kühler Verstand in Japan die Oberhand, und das ermöglichte ihm auch, die politischen Fehler, von denen auch diese Verständigkeit des Urteils es nicht hatte bewahren können, wieder gut zu machen, ohne seine Würde unwiederbringlich zu verlieren. Japanische Staatsmänner würden jetzt wohl die ersten sein, zuzugeben, daß sie klüger daran gethan hätten, nicht auf der Abtretung festländischen Gebietes zu bestehen. Mit etwas mehr Erfahrung hätten sie den Widerstand Anderer, besonders Rußlands — gegen diese Forderung voraussehen können und sich auch die fortwährende Kraftanspannung vergegenwärtigt, die durch den Besitz eines abgelegenen, kontinentalen Gebietes auf Japan selbst gelastet hätte. Aber selbst zugegeben, daß die Japaner in dieser Sache einen Irrtum begangen haben, kann man sich nicht enthalten, der Biegsamkeit und der Willenskraft, mit der sie die Folgen ihres Irrtums auf sich nahmen, Bewunderung zu zollen. Nach dem Ultimatum der drei Mächte übertrug die japanische Regierung die Sache ihren militärischen Ratgebern und, als diese, unverblendet durch ihre glänzenden Leistungen, es ablehnten, die Verantwortung zu übernehmen, der Japan jetzt entgegengetretenen Kombination mit den Waffen zu begegnen. Da schickte sich die Regierung in das Unvermeidliche und, der „vis major“ gehorchend, gab sie, ohne das geringste Zeichen unziemlichen Ärgers, eine ihrer mit Blut- und Geldopfern erkämpften Haupterrungenschaften auf. In demselben Sinne fügte sich das Volk dem Beschluß der Regierung, und, wie hoch auch die Wellen des Parteiwesens gehen — es hat noch Keiner — auch nicht der heißblütigste Politiker — gewagt, aus einem Unglücksfall, der mit keiner Entehrung verbunden war,

Kapital zu schlagen. Nur selten hat ein junges Volk in höherem Maße die Selbstbeschränkung bewiesen, die auf einem sicheren Bewußtsein seiner Kraft, aber auch auf Kenntnis ihrer Grenzen beruht.

Mit derselben Objektivität des Urteils erkannten die Japaner vollkommen die freundschaftliche Stellung Englands in der Schlußkrisis an, obwohl sie zu Anfang des Krieges nicht ohne Grund durch unser Verhalten, besonders durch das Abhalten ihrer Flotte von den chinesischen Vertragshäfen zurückgestoßen worden waren. Wie wenig angenehm ihnen Englands Rat an und für sich auch sein mochte, so begriffen sie doch schnell, daß der versöhnliche Sinn, in dem ihnen die Annahme der von den drei Mächten gestellten Bedingungen geraten wurde, das würdevolle Verlassen einer unhaltbar gewordenen Stellung ganz bedeutend erleichterte. Freilich war es nicht der Gegensatz zwischen dem Verhalten Großbritanniens und dem der Kontinentalmächte allein bei dieser Gelegenheit, der den Japanern das Vorhandensein einer wahren Gemeinschaft der politischen Interessen Englands und Japans enthüllte; noch mehr trug das durch die Intervention zu Gunsten Chinas auf die zukünftige Politik der drei Mächte — besonders Rußlands in Ostasien — fallende Licht dazu bei. War doch ihr Vorgehen eine an Japan gerichtete Verwarnung, daß es, wenn der „kranke Mann" im fernen Osten auf dem Sterbebett läge, bei der Erbteilung nicht bedacht werden würde. Das mußte Japan einstecken, und wie die Verhältnisse liegen, wird es noch einige Zeit mit den Folgen zu rechnen haben. Deshalb überträgt es von dem Moment an, wo es sich von jeglicher Hoffnung auf Teilnahme an den Gütern des „kranken Mannes" ausgeschlossen sieht, seine Interessen von der Seite, der nur die Zerstückelung

des chinesischen Reiches Erstrebenden auf die derer, denen an der Erhaltung des „status quo“ gelegen ist. Statt zu den raublustigen Mächten zu gehören, ist es hinfort gezwungen, sich den erhaltenden im fernen Osten anzuschließen, an deren Spitze England steht.

Es ist von keinem Volk zu erwarten, daß es sich aller Träume zukünftiger Vergrößerung enthalte, und es kann wohl der Tag kommen, an dem die Wege Englands und Japans in Ostasien auseinandergehen werden. Aber wir dürfen nicht die Möglichkeiten momentaner Nützlichkeit durch die Furcht vor fernliegenden Ereignissen lähmen lassen, und es erscheint wahrscheinlich, das England und Japan sich immerhin noch eine Zeitlang in parallelen Linien bewegen werden. Die Erfahrung des vergangenen Jahres hat uns den Wert Japans schätzen gelehrt und hat Japan den Wert der Mäßigung und der Vorsicht gelehrt, ohne die es nicht auf das dauernde Wohlwollen Englands rechnen kann. Es hat ihn nicht nur durch den Ausgang des Krieges erkennen gelernt, sondern auch durch die vielfach selbstverschuldeten Schwierigkeiten, denen es in Korea noch gegenübersteht. Sein übertriebener Optimismus und auch seine eigene Taktlosigkeit, rücksichtslos über die Rechte und Interessen Anderer hinwegzuschreiten, haben es in einen Engpaß gebracht, aus dem es schwerlich ganz unverletzt entkommen wird. Trotz aller Versuche des Grafen Inouye, eines der tüchtigsten japanischen Staatsmänner, muß Japan heute bekennen, daß alle seine Bestrebungen; in Korea Ruhe und geordnete Verhältnisse einzuführen, zum Teil an der unverbesserlichen Trägheit und Unlust der Koreaner selbst, zum Teil zweifellos an äußern Einflüssen gescheitert sind. Graf Inouye hat die besonderen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, öffentlich

besprochen und dabei auch nicht seine Landsleute in Korea geschont. Er hält die Schwierigkeiten der Lage nicht für unüberwindlich, nur erscheint es nach seinen eigenen Aussagen zweifelhaft, ob Japan in der Lage ist, sie zu überwinden. Selbst wenn es reif genug wäre, um ein so mühevolles Werk zu unternehmen — ähnlich, aber noch anstrengender wie das, welches in Egypten unsere besten Kräfte erforderte — so hätte es noch mit Rußland zu rechnen, das aus seinem Entschlusse, Korea kein japanisches Egypten werden zu lassen, durchaus kein Hehl macht. Man begreift, daß Japan unter diesen Umständen gern eine Gelegenheit ergreifen würde, sich von diesem gefährlichen und undankbaren Felde zurückzuziehen, wenn es das thun könnte, ohne Korea einer anderen Macht zu überlassen, deren bloße Gegenwart dort schon eine stete Bedrohung seiner eigenen Sicherheit und Unabhängigkeit sein würde. Es wird der japanischen Regierung gewiß gelingen, einen Plan zu entwerfen, der sie wenigstens zeitweilig befreit von Verantwortungen, denen sie nicht gewachsen ist und von Befürchtungen, die sie nicht außer Acht lassen darf. Da, wie es den Anschein hat, keine der Mächte die Sache zum Äußersten kommen lassen will, so würde ein internationaler Beschluß: die Neutralität von Korea und die ihm schon durch den Vertrag von Shimonoseki formell gesicherte Selbständigkeit durch eine gemeinsame Garantie sicher zu stellen, die koreanische Frage aus dem Vordertreffen gefährlicher Streitfragen in Ostasien rücken. Ist dies das Endziel der Bestrebungen Japans, so ist es berechtigt, auf die eifrige Mitwirkung britischer Diplomatie zu bauen. Auf jeden Fall sollten aber hier wie in anderen Fragen die Interessen Englands und Japans zusammengehen, beruht doch vielmehr auf einer derartigen

Interessengemeinschaft, als auf zu Papier gebrachten Verpflichtungen die friedliche und im besten Sinne des Worts konservative Verbindung der Völker, die allein dem britischen Volk gefallen kann.

Zwölftes Kapitel.

Die Handelsinteressen Englands in Ostasien.

Wie wichtig die politischen Veränderungen auch sein mögen, denen der Vertrag von Shimonoseki den Weg frei macht und wie groß auch immer ihr Einfluß auf die fernere Entwickelung der englischen Handelsbeziehungen im fernen Osten — so hat sich doch allgemein die Neigung bemerklich gemacht, die Wichtigkeit dieser Urkunde für die kommerziellen Interessen des britischen Reiches nach den Klauseln zu bemessen, die das dem Welthandel freigegebene Gebiet von China vergrößern. Die effektiven Vorteile des Vertrages sind in dieser Beziehung weit hinter den Erwartungen, die man an die ersten Forderungen der japanischen Regierung knüpfte, zurückgeblieben. Man ist in der Enttäuschung darüber so weit gegangen Japan zu verdächtigen, daß es diese Forderungen nur als eine Lockspeise, um die Sympathien Europas, besonders Englands zu gewinnen, aufgestellt habe, ohne den ernstlichen Willen darauf zu bestehen, wenn China einmal die schwereren Opfer der Entschädigung durch Gebietsabtretung

und Kriegskontribution gebracht hätte. Es wird aber Jedem, der nur einigermaßen die im Orient übliche Art der Handelsabschlüsse kennt, überflüssig erscheinen, den Zugeständnissen, die Japan noch zuletzt machte, eine solche machiavellistische Begründung unterzuschieben. Alle — und besonders die Chinesen — erwarten, auch wenn sie von vornherein bereit sind, die gestellten Bedingungen anzunehmen, noch ein geringes Zugeständnis, um den Schein zu retten. Freilich ist es zu bedauern, daß gerade die Abmachungen, auf die wir den größten Wert legten, noch zuletzt aus dem Vertrage gestrichen worden sind. Die Entfernung der Woosung-Brandung vor der Mündung des Yang-tze-kiang wäre eine ganz bedeutende Erleichterung des Handels und der Schiffahrt von Shanghai gewesen, an dessen Entwicklung England doch hervorragend beteiligt ist, und die Erschließung des westlichen Flusses der Provinz Kuang-tung hat schon immer, als von der größten Wichtigkeit für unsere Kolonie Hong-kong gegolten. Ferner wäre die Erschließung von Siang-tan, des Siang-Flusses und des Sees von Tsung-ting nicht nur kommerziell, sondern politisch von Bedeutung gewesen, da die Provinz Hu-nan, die bis jetzt eine Brutstätte des chinesischen Fanatismus gewesen ist, dadurch zugänglich geworden wäre, und ebenso hätte der moralische Einfluß einer erzwungenen Zugänglichmachung der Hauptstadt von China für den Welthandel den denkbar größten Wert gehabt. Aber schließlich, wenn Japan nicht alle Punkte seines ursprünglichen Programms durchführen konnte, so ist es ihm kaum zu verdenken, wenn es hauptsächlich auf denjenigen bestand, von denen es sich selbst den größten Vorteil versprach, um so weniger, als das, was es schließlich erreicht hat, auch für andere Wert und Bedeutung hat. Das Recht der freien Schiffahrt

auf dem Yang-tze-kiang ist von I-tschang bis Tschun-king ausgedehnt worden; durch die Erschließung dieser Stadt für den auswärtigen Handel wird auch das obere Flußthal, in dem die englischen Interessen schon so bedeutend vertreten sind, mehr als bisher — in handelspolitischer und anderer Beziehung — dem Einfluß Englands untergestellt werden. Die Erschließung von Szu-tschau und Hang-tschau, wie auch die freie Schiffahrt auf dem Woosung und dem, die genannten Städte verbindenden Kanal sind von derselben Bedeutung für die englischen Interessen im unteren Thal des Yang-tze-kiang. In Shanghai selbst scheint allerdings die Meinung zu herrschen, daß diese letzten Bestimmnngen des japanischen Vertrages nicht unbedingt als eine Wohlthat anzusehen sind. Es ist zweifellos klar, daß es von der größten Bedeutung ist, den großen, unmittelbar bevorstehenden, industriellen Aufschwung von China, — den ich im nächsten Kapitel ausführlicher behandeln werde — nach Möglichkeit auf die Orte zu zentralisieren, wo der britische Handel schon jetzt Wurzel geschlagen hat. Im unteren Yang-tze-kiang-Thale würde Shanghai, der größte britische Stapelplatz des ganzen Landes dafür in Betracht kommen, und man besorgt dort, daß die Erschließung von Szu-tschau und Hang-tschau die Oberherrschaft von Shanghai, zwar nicht erschüttern, aber doch beeinträchtigen könnte. Denn obwohl die beiden Städte, deren Schönheit, Reichtum und Pracht früher von den chinesischen Dichtern mit Vorliebe besungen wurden, sich noch nicht ganz von den verderblichen Folgen des Taeping-Aufstandes erholt haben, so sind sie doch wieder bevölkert und geschäftige Zentren der einheimischen Industrie. Da sie inmitten der reichsten Seiden- und Baumwollengebiete von China liegen, so liegt die Befürchtung nahe, daß sie einen großen Teil des in-

9*

und ausländischen Kapitals, das bereit liegt, um in Fabriken und Seidenspinnereien angelegt zu werden, von Shanghai abziehen werden. — Mögen diese Befürchtungen auch nicht ganz unbegründet sein, so müßten sie sich doch bedeutend verringern, nach der Durchsicht des interessanten Abschnittes im letzten Jahresbericht der englischen Gesandtschaft in Peking, in dem Herr Beansbeck bei der Besprechung des ausländischen Handels in China auch diese Frage erörtert. Er ist nämlich der Ansicht, daß Shanghai nicht ernstlich den Wettbewerb von Szu-tschau und Hang-tschau zu fürchten brauche, da die sonst nirgends so gebotene Gelegenheit des Bankverkehrs zweifellos auch fernerhin die chinesischen Kaufleute nach Shanghai locken werde, das auch in der Zukunft für den ausländischen Kaufmann der Hauptplatz des Importhandels bleiben wird; der ganze Umfang seines Handels dürfte aber eher mit dem wachsenden Wohlstand von Szu-schau und Hang-tschau zunehmen. Was die freie Schiffahrt auf den, die beiden Städte mit Shanghai verbindenden Wasserwegen anbelangt, so ist England gewiß zu der Hoffnung berechtigt, daß das Übergewicht seiner Schiffahrt ihm einen entsprechenden Teil des jetzt den Ausländern eröffneten Frachtverkehrs sichern wird. Es wird sich auch in diesem Fall bewahrheiten, daß jede Ausdehnung des ausländischen Handelsgebietes und überhaupt Alles den Fortschritt von Handel und Gewerbe Fördernde dem britischen Handel unbedingt zu Gute kommt.

Im Vertrage von Shimonoseki sind aber noch andere Paragraphen, die für den Handel und die Industrie Englands weit wichtiger und folgenschwerer zu werden versprechen. Artikel VI bestimmt nämlich, daß es den Japanern erlaubt sein soll, in allen offenen chinesischen Städten

und Hafenplätzen allerlei Gewerbe zu treiben und daß sie gegen Entrichtung des ausgemachten Einfuhrzolles alle Arten Maschinen nach China importieren dürfen, ferner daß alle von Japanern in China angefertigten Warenartikel nicht nur in Bezug auf inländische Transitzölle, auf Taxen, Tarife, Steuern und alle Abgaben überhaupt, sondern auch betreffs Erleichterungen des Speicherns und Lagerns im Innern Chinas angesehen werden sollen und sich derselben Privilegien erfreuen, wie die von Japanern nach China importierten Waren, — endlich sollen Japaner, die Waren oder Landesprodukte im Innern von China kaufen oder importierte Waare in das Innere des Landes schaffen, das Recht haben, Speicher für die Aufbewahrung der Güter zu mieten oder zu pachten, ohne irgendwelche Taxen oder Steuern zu entrichten. England und all den Mächten, die wie wir — laut Artikel LIV des Vertrages von Tientsin vom 26. Juni 1858, der durch die in Peking am 24. Oktober 1860 unterzeichnete Konvention bestätigt wurde — das Recht der Meistbegünstigung genießen — fällt der aus diesen Bestimmungen erwachsende Vorteil zu. Die Rechte, die der japanische Vertrag den Ausländern sichert, sind nicht alle neu, z. B. das Recht, Maschinen zu importieren, ist schon von den Engländern im Prinzip behauptet worden, aber diese Rechte haben jetzt erst praktischen Wert erlangt, da die Japaner sie mit gewohnter Energie verfechten werden und die anderen Mächte — Großbritannien besonders — dasselbe werden thun müssen, um nicht zurückzubleiben. Der Vertrag von Shimonoseki eröffnet dem industriellen Betriebe, unter Anregung und Leitung von Ausländern ein weites Feld, dessen zukünftige Bedeutung kaum zu hoch geschätzt werden kann, sie läßt sich nur

zum Teil bemessen, nach dem was schon in Japan geschehen ist.

Der Punkt, der hierbei in Europa zumeist zur Sprache kommt, ist der Schaden, den gewisse Zweige der europäischen Gewerbthätigkeit durch die erstaunlich schnelle Zunahme der japanischen Industrie erlitten haben, deren Leistungen und Erfolge in der That auf den ersten Blick Staunen und Schrecken erregen. Auf dem Gebiet der Baumwollenindustrie ist der Erfolg am augenfälligsten. Im Jahre 1885 hat Japan nur für 800 000 Pfund Sterling rohe Baumwolle importiert, — im Jahre 1894 für 19 500 000 Pfund Sterling — d. h. mehr als vierundzwanzig Mal so viel. Zu Anfang des Jahres 1885 waren in Japan 19 Spinnereien mit ungefähr 50 000 Spindeln in Betrieb, und zu Ende des Jahres 1893 waren es 46 mit ungefähr 600 000 Spindeln. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Die früher importierten geringen Garne sind einfach vom japanischen Markt verschwunden, die Einfuhr der Mittelsorten ist in räscher Abnahme begriffen und es erhalten sich nur noch die besseren Garne, an deren Herstellung Japan sich noch nicht gemacht hat. Die Einfuhr der Baumwollengarne erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1888, als die zunehmende Lieferung der einheimischen Fabriken noch nicht dem zunehmenden Bedarf entsprechen konnte, den der wachsende Wohlstand und der allgemeine Aufschwung auf allen Gebieten zur Folge hatte. In jenem Jahre wurden aus Großbritannien und aus Indien zu fast gleichen Teilen Baumwollengarne im Gesamtgewicht von 62 860 000 Pfund eingeführt; sechs Jahre darauf betrug der Gesamtimport aus beiden Ländern nur 21 241 000 Pfund, also kaum ein Drittel des früheren. Hat der englische Handel noch nicht sehr darunter gelitten,

so ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß der Verlust mehr Bombay als Lancashire betroffen hat, dessen Einfuhr nur um 40 % abgenommen hat, während die aus Indien um 90 % zurückgegangen ist. Außerdem ist bei dem jetzigen Fortschreiten nicht nur der Zeitpunkt nahe, daß Japan Waren dieser Gattung überhaupt nicht mehr einführen wird, sondern es trat schon selber voriges Jahr exportierend auf und zwar in dem beträchtlichen Gesamtgewicht von ca. 4 500 000 Pfund, die es hauptsächlich nach China sandte. Daß die Abnahme der Baumwolleneinfuhr nur der erfolgreichen Konkurrenz der einheimischen Industrie zuzuschreiben ist, erhellt aus der Thatsache, daß auf den Gebieten, auf denen diese Konkurrenz nicht so bedeutend ist, wie beispielsweise in der Einfuhr von Baumwollenstückware, der Import während desselben Zeitraumes stetig zugenommen hat, nämlich von 5 500 000 Pfund Sterling im Jahre 1888 auf fast 7 000 000 Pfund Sterling im Jahre 1894.

Die Zunahme des japanischen Handels ist selbstverständlich durch die Entwertung des Silbers — auf die ich noch zu sprechen kommen werde — sehr gefördert worden, doch kann das nicht für den alleinigen Grund gehalten werden. Noch weniger kann von dem künstlichen Einfluß übertriebenen staatlichen Schutzes, der die Produzenten auf Kosten der Konsumenten bevorzugt, die Rede sein. Der Staat hat alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um auf gesetzlichem Wege das Wachstum der Landesindustrie zu fördern, und, obwohl die europäischen Firmen manchmal klagen, daß die Zollbehörden den importierenden Japaner dem Fremden vorzögen, sind doch bis jetzt die bestehenden Vertragstarife ein unumstößliches Hindernis gewesen, Prohibitivzölle einzuführen. Japan

hofft zweifellos, durch die revidierten Verträge in die Lage zu kommen, seine einheimische Industrie durch Erhöhung der Einfuhrzölle auf gewisse ausländische Waren zu heben; da es aber mit den bisher gültigen mäßigen Tarifen so große Erfolge erzielt hat, sind wir wohl zu der Annahme berechtigt, daß es nicht die wiedererlangte größere Freiheit dazu mißbrauchen werde, sich übertriebenem Schutzzoll hinzugeben. Denn wenn die Japaner als Volk volles Recht haben, auf die großen Fortschritte ihrer Industrie stolz zu sein, so können die daran beteiligten Kapitalisten mit den guten Einkünften derselben zufrieden sein. Während in Lancashire 93 Spinnereigesellschaften mit Verlust arbeiteten, zahlten die japanischen Baumwollenfabriken im Jahre 1894 Dividenden von 16 bis 20 % und auch noch mehr. Derartiger Erfolg ist gewiß dazu angethan, Neid und Befürchtungen zu erwecken, besonders da ähnliche, wenn auch nicht so bedeutende Erfolge schon jetzt auf vielen anderen Gebieten der Industrie gebucht werden. Konfektions- und Schuhwaren, Hüte, Mützen, Schirme, alle Arten Papier, Biere, Streichhölzer sind Alle in jährlich geringer werdenden Ziffern in der Einfuhrspalte der japanischen Handelsstatistik vertreten, während die entsprechenden Zahlen der Ausfuhrspalte sich immer höher beziffern. Der Wert der aus Japan exportierten Seidenwaren ist seit dem Jahre 1885, wo er sich auf 54 547 Pfund Sterling belief, auf 8 400 000 Pfund Sterling im Jahre 1894 gestiegen. Die Annektierung von Formosa wird jedenfalls einen ungeheuren Aufschwung der Zuckerindustrie zur Folge haben, da Japan sich durch den Besitz der Insel ein Feld fast unbeschränkter Rohzuckerproduktion gesichert hat. Die japanische Kohle, deren Ausfuhr im Jahre 1885 den Wert von nicht ganz 2 000 000 Pfund Sterling repräsentierte, weist im Jahre 1894 über

6 500 000 Pfund Sterling auf und vertreibt, außer zu besonderen Zwecken, die englische Kohle aus allen östlich von Singapore belegenen Häfen — sie ist thatsächlich schon bis nach Colombo und Kalkutta vorgedrungen.

Das ist eine Seite der Sache, und zwar die, deren Betrachtung die Europäer bevorzugen, allein die Kehrseite verdient mindestens ebensoviel Beachtung. Die Erschließung von Japan, die Zunahme der einheimischen Industrie, die Entwicklung seiner Handelsthätigkeit haben uns mit einem Rivalen bekannt gemacht, dessen Energie und Unternehmungsgeist gewisse Zweige des Handels und der Industrie Englands ernstlich bedrohen. Die Hauptfrage, der sich gewiß die nebensächlichere des Gewinnes oder Verlustes einzelner Zweige unterordnen muß, lautet aber: welche Folgen haben sie für unseren gesamten Handel und Industrie gehabt? Vor zehn Jahren belief sich der ganze auswärtige Handel von Japan auf kaum 65 500 000 Pfund Sterling, im Jahre 1894 überstieg er 230 000 000 Pfund Sterling — d. h. er hat sich während eines Jahrzehntes fast um das drei und ein halbfache vermehrt, und der weitaus größte Teil dieser Zunahme betrifft den (auswärtigen) Importhandel. Dieser hat sich in zehn Jahren fast um das vier- und ein halbfache vermehrt — er ist nämlich von 28 000 000 Pfund Sterling auf 117 000 000 Pfund Sterling gestiegen. Während derselben Zeit stieg die Tonnenzahl des britischen Frachtverkehrs in den japanischen Häfen von fast 1½ Millionen Tonnen auf nahe an 3 Millionen. Von dem ganzen auswärtigen Handel Japans entfallen 40 % auf das britische Reich, d. h. der Handel allein zwischen Japan und dem britischen Reich beträgt heute fast noch einmal soviel als vor zehn Jahren der ganze auswärtige Handel Japans; die Handelsbilanz fällt außerdem

immer zu Gunsten des britischen Reiches, besonders Großbritanniens aus. Der Gesamtwert der Ein- und Ausfuhr des britischen Reiches betrug im Jahre 1894 9 846 134 Pfund Sterling, von denen auf die Einfuhr nach Japan 6 779 864 Pfund Sterling, auf die Ausfuhr von Japan nur 3 066 570 Pfund Sterling entfielen; davon importierte Großbritannien allein 626 019 Pfund Sterling, exportierte aber 4 614 517 Pfund Sterling. Es darf auch nicht vergessen werden, daß Berechnungen in Pfund Sterling, die freilich den englischen Produzenten allein den eigentlichen Handelswert vergegenwärtigen, vom Standpunkt des japanischen Konsumenten aus nicht einen entsprechenden Begriff von dem zunehmenden Bedarf an englischer Ware zu geben vermögen; zahlt er doch heute fast 9 Dollars seiner Währung für englische Ware im Wert von 1 Pfund Sterling, für die es noch vor zehn Jahren nur 5 Dollar zahlte. Gehen wir also, um Vergleiche zu ziehen, von dem Jahre 1888 aus, auf das die Pessimisten, die den Untergang des englischen Handels im fernen Osten mit Riesenschritten herannahen sehen, stets hinweisen — das letzte Jahr, in dem der auswärtige Handel schon aus dem allgemeinen Aufschwung des Landes großen Vorteil zog, ohne unter dem Druck der gewerblichen Konkurrenz Japans zu leiden, so finden wir, daß Japan damals für weniger als 20 000 000 Pfund Sterling aus Großbritannien importierte, während im Jahre 1894 sein Bedarf auf über 40 000 000 Pfund Sterling in der Landeswährung gestiegen war.

Um den Wert dieser Zahlen vollkommen zu verstehen, dürfte es angebracht sein, sie mit denen des auswärtigen Handels von China zu vergleichen, der nicht durch eine so außerordentliche Entwicklnng der einheimischen Industrie berührt worden ist. Der Gesamtwert des auswärtigen

Handels von China ist nur von 230 000 000 Pfund Sterling auf 435 000 000 Pfund Sterling gestiegen, während desselben Jahrzehntes, das in Japan eine Zunahme von 64 000 000 Pfund Sterling auf 230 000 000 Pfund Sterling aufweist — d. h. der Gesamtwert hat sich in China nicht ganz um das doppelte, in Japan fast um das drei und ein halbfache vermehrt. Der ausländische Handel von Japan, das kaum mehr als vierzig Millionen Einwohner hat, steht heute schon da, wo der von China, das fast die zehnfache Bewohnerzahl hat, im Jahre 1885 stand, und bei dem jetzigen Verhältnis des Fortschritts in beiden Ländern kann schon das nächste Jahrzehnt sie auf gleicher Höhe sehen. Noch wichtiger ist, in Bezug auf die europäische Industrie die relative Zunahme der Importe nach China und Japan. Im Jahre 1885 belief sich der Import nach China auf 132 000 000 £, im Jahre 1894 auf 243 000 000 £ — eine Zunahme von ca. 80 %. Der Import nach Japan belief sich im Jahre 1885 auf 28 000 000 £, im Jahre 1894 auf 117 000 000 £ — eine Zunahme von mehr als 300 %. Soviel ist gewiß: wenn uns die Statistik überhaupt etwas lehren kann, so können wir aus dem in Japan schon Erlebten nur lernen, nicht mit Furcht, sondern mit Vertrauen und Befriedigung der weiteren Entwicklung von Japan entgegenzublicken, wie auch derjenigen, die unter noch günstigeren Bedingungen China bevorsteht. Freilich müssen wir entschlossen sein, den englischen Unternehmen ehrliches Spiel zu sichern, dessen sie allein bedürfen, um auf den neuen Gebieten, die sich der Thätigkeit und dem Verkehr eröffnen, den ihnen gebührenden Teil der Ernte einzubringen. —

Dreizehntes Kapitel.

Die Zukunft der chinesischen Industrie.

Es ist mit Recht gesagt worden, daß keine Frage von brennender Wichtigkeit für das britische Reich sein könne, die es nicht auch für den britischen Arbeiter ist, und in gewissem Sinne ist dies thatsächlich nicht nur richtig, sondern sogar von selbst einleuchtend. Wie dem auch sei, es giebt keine Frage, die nach diesem Prüfstein beurteilt, für uns von größerer Wichtigkeit ist, als die ostasiatische. In dem vorigen Kapital habe ich gezeigt, wie — obwohl die Zunahme der japanischen Industrie gewisse Gebiete der britischen Gewerbthätigkeit stark bedrückt — die allgemeine Entwickelung des Landes während 10 Jahren, den Gesamtumfang des ausländischen Handels Japans mehr als verdreifacht und den ausländischen Import mehr als vervierfacht hat. Andererseits hat sich in China, wo der Antrieb nationaler Konkurrenz bisher fehlte, der Umfang des Außenhandels kaum verdoppelt, und es zeigt der Export verhältnismäßig größere Zunahme als der Import. Heute beträgt der Konsum fremder Waren der 40 Millionen Japaner fast die Hälfte des Verbrauchs Chinas, das 300 bis 400 Millionen Bewohner hat, und inbetreff der direkt aus dem englischen Reich importierten Waren ist Japan schon jetzt ein fast ebenso guter Kunde wie China. Sollte China jemals in dem Maße erschlossen werden, wie Japan es heute ist, so könnte sein ausländischer Handel, auf Grund des jetzigen Handels Ja-

pans und des Bevölkerungsverhältnisses der beiden Länder, auf 200,000,000 Pfund Sterling jährlich veranschlagt werden.

Und warum sollte dieser Anschlag nicht realisiert werden? Ist doch China weit reicher, als Japan an natürlichen Einnahmequellen, die die Zunahme des allgemeinen wirtschaftlichen Wohlstandes und die Entwicklung der einheimischen Industrie fördern könnten. In China wächst die Baumwolle, die Japan erst importieren muß, China produziert Seide in besserer Qualität und könnte diese Produktion, wie auch die Thee-, Zucker und Tabakkultur ganz enorm vergrößern. Auch fängt es trotz der fast unerschwinglichen Kosten des Transports über unmögliche Straßen von der Grenze der Mongolei an die Küste, an, Wollen zu exportieren, und es giebt thatsächlich kaum eine einträgliche Kultur, die nicht in diesem oder jenem Teile des riesigen, fruchtbaren Landes erfolgreich betrieben werden könnte, wie es auch kaum ein einziges Mineral oder Edelgestein giebt, das nicht darin verborgen liegt: besonders außer Gold und Silber, Eisen und ausgedehnte Kohlenlager, deren Qualität sich nur mit der der englischen Kohle vergleichen läßt. Der chinesische Kaufmannsstand kann, was Ehrlichkeit und in gewissen Grenzen auch Unternehmungsgeist anbetrifft, den Vergleich mit dem japanischen aushalten, auch das chinesische Volk ist ebenso fleißig und arbeitsam wie das japanische und würde unter gleich günstigen Bedingungen fast in jeder Beziehung den Japanern ebenbürtige Arbeiter abgeben. Der Direktor einer der größten Baumwollspinnereien in Shanghai sagte mir, daß die einheimischen Arbeiter — seien es Männer, Frauen oder Kinder — den Vergleich mit den englischen Arbeitern in irgend einer Fabrik in Lancashire aufnehmen können;

sie arbeiten sich schneller ein und man kann sehr viel besser mit ihnen fertig werden. Obwohl sie nicht dieselbe Muskelkraft haben und kaum während eines gewissen Zeitraumes ebenso viel fertigstellen wie jene, so holen sie das wieder ein durch ihre Bereitwilligkeit, längere Zeit hindurch zu arbeiten. Ähnliches wurde mir auch in einer chinesischen Seidenspinnerei gesagt. Das Angebot menschlicher Arbeitskraft scheint in China geradezu unerschöpflich zu sein. In dieser Hinsicht ist ein Vorgang äußerst lehrreich, der sich jeden Tag, nicht etwa in einer abgelegenen Stadt, wo Arbeit keinen Marktwert hat, sondern in dem rührigsten Verkehrszentrum des ganzen Landes, in Shanghai selbst, abspielt. Auf den dortigen Wasserwegen wird ein Teil des Verkehrs durch Schiffe bewältigt, deren Triebkraft durch menschliche Arbeit gebildet wird: die Dampfkraft wird nämlich durch das taktmäßige Schreiten von Kulis ersetzt, die in Relais von sechsunddreißig Mann das am Deck befindliche Rad treten. Selbstverständlich ist die Arbeitskraft ebenso billig wie reichlich vorhanden und wird in China wahrscheinlich sehr viel länger billig bleiben als in Japan, wo schon die ganze Lebenshaltung zu steigen beginnt, und wo sich schon Anzeichen jener Arbeiterunruhen finden, mit denen europäische Staaten leider schon lange vertraut sind. In China, wie in Japan ist die normale Billigkeit der Arbeit in ihrem Verhältnis zu europäischen Löhnen in letzter Zeit durch die Entwertung des Silbers besonders hervorgehoben worden.

Man braucht nicht auf Bimetallismus zu schwören, um die großen Vorteile einzusehen, die die Fabrikanten in Silberländern vor denen der Goldländer genießen. Die Preise der Lebensmittel sind, soweit die Massen in Betracht kommen, von dem Sinken des Silberwertes absolut unbe-

rührt geblieben; der Arbeiter ist es deshalb ganz zufrieden, denselben Lohn wie früher zu bekommen, da dessen Kaufwert für ihn derselbe geblieben ist. Während also das Lohnbudget des Arbeitgebers in China oder in Japan unverändert geblieben ist, beträgt es im Verhältnis zu dem des europäischen Konkurrenten nur die Hälfte der früheren Summe, da der Wert des Silberdollars von einem Fünftel fast auf ein Zehntel des Pfundes Sterling gefallen ist — nämlich von 4 Schilling auf etwas mehr als 2 Schilling in Goldwert. Wo also z. B. die Kosten der Herstellung gleichartiger Waren 100 Pfund Sterling betrugen, war und ist noch in England der Arbeitslohn 20 Pfund Sterling und in China und Japan 50 Pfund Sterling; es entsprechen aber nicht mehr wie früher in China und Japan, 10 Pfund Sterling 20 Pfund Sterling in England, sondern nur noch ungefähr 5 Pfund Sterling. Dasselbe findet statt bei irgend einem Rohmaterial, das zu Fabrikationszwecken nötig ist und sowohl in Gold- wie in Silberwährungsländern produziert wird. Der Silberpreis für Cardiffer Kohlen ist, ungeachtet des Sinkens des Goldpreises von 10 auf 15 bis 16 Silberdollars per Tonne gestiegen, während bei dem vortrefflichen Betriebsplane der japanischen Bergwerke und dem Bau von Eisenbahnen, die deren Ertrag den großen Industriegebieten zuführen, der Preis der japanischen Kohle auf 3 Silberdollars pro Tonne gefallen ist, d. h. bezüglich der Konkurrenz mit Goldwährungsländern auf kaum mehr als 6 Schilling in Gold pro Tonne. Man könnte die Entwertung des Silbers thatsächlich für ein Schutzsystem zu Gunsten der Industrien der Silberwährungsländer gegen die der Goldländer halten.

Besitzt nun China in demselben — und in mancher Beziehung in noch höherem Maße wie Japan — eine

Vereinigung natürlicher Mittel und günstiger Gelegenheit mit den zur Entwickelung mächtiger Industrien und eines gesunden Handelsverkehrs erforderlichen Arbeitskräften, so fragt man sich, woher es kommt, daß es im Wettlauf so weit zurückgeblieben ist. Auf diese Frage kann meiner Ansicht nach nur eine Antwort erteilt werden. Die Mißwirtschaft hat fast nach jeder Richtung hin industrielles Vorgehen in China gehemmt, während es in Japan überall angeregt worden ist.

Die Beamtenklassen haben in ihrer Unwissenheit und Anmaßung die Hülfe ausländischen Kapitals und ausländischer Intelligenz, die, um die einheimischen Unternehmen zu leiten und heranzubilden, zu ihrer Verfügung standen, verschmäht und ihre strenge Exclusivität hat den fremden Unternehmen jede Thür verschlossen, die sie nicht durch besondere mit Gewalt von ihnen erzwungene Vertragsbedingungen offen zu lassen genötigt waren. Ihre Habgier hat die Abgaben vervielfältigt, unter denen der ihrer Gnade anheimgegebene inländische Handel vergeblich sich empor zu ringen versucht.

Sie haben es trotzig verweigert, das Land mit den elementarsten Hülfsmitteln des modernen Handelswesens auszurüsten oder ausrüsten zu lassen. Ihr Aberglaube ist ein bequemer Vorwand gewesen, um den Bau von Eisenbahnen zu verbieten und um die Mineralschätze, an denen das Land so reich ist, in der Erde verschlossen zu halten, aus Furcht, des Arbeiters oder des Bergmanns Spitzaxt könnte die unheimlichen Erd- und Wassergeister, die unter dem Tageslicht ihr Wesen treiben, stören. Die wenigen industriellen oder kommerziellen Unternehmen, auf die einige der scharfsichtigeren oder habgierigeren Mandarine sich eingelassen haben, werden im engherzigsten Sinne eigen-

nützlichsten Monopols geleitet. Thatsächlich hat China in dem ausländischen Handel nur ein Mittel, um ausländischen Einfluß einzuführen, gesehen, und seinem Prinzip des Hasses und der Verachtung der „fremden Barbaren" treu bleibend, hat es allem, das der Ausbreitung ihres Einflusses dienlich sein könnte, die Macht seines passiven Widerstandes entgegengesetzt und Europa hat China's Selbstschätzung Glauben geschenkt und seine „latenten Quellen" ungestört im Gewahrsam seiner „latenten Kraft" schlummern lassen.

Aber die Ereignisse sind während der letzten anderthalb Jahre schnell vorwärts geschritten. Der japanische Krieg hat den uralten Betrug, der der zivilisierten Welt so lange imponiert hatte, aufgedeckt und der sechste Artikel des Vertrages von Shimonoseki ist eigentlich ein neuer Freibrief für die industriellen und kommerziellen Unternehmungen der Ausländer in China. Es wird ihnen nicht nur das Recht bestätigt, alle Arten Fabrikindustrien in den offenen Städten und Häfen zu treiben, sondern es wird auch allen dort hergestellten Waren dieselbe Vergünstigung inbetreff des inländischen Transits gesichert, wie den von auswärts importierten Gütern. Nicht weniger wichtig ist die Bestimmung, daß Ausländer, die im Innern von China Waren einkaufen oder die Ware in das Innere des Landes schaffen wollen, von jetzt ab das Recht haben sollen, Speicher für Aufbewahrung zeitweilig mieten oder pachten zu können, ohne Steuern oder Abgaben zu entrichten. Die industriellen Unternehmen wären wohl jedenfalls fürs Erste auf die offenen Häfen und Städte, die ihnen der Vertrag von Shimonoseki anweist, beschränkt geblieben, aber jetzt ist ganz China dem Warenaustausch und Transport zugänglich gemacht worden und zwar

unter Bedingungen, die die Japaner wohl keinesfalls von der chinesischen Beamtenschaft umgehen oder übersehen lassen werden. China ist aber durch den Druck des Krieges nicht allein Japan gegenüber nachgiebiger geworden, und wir haben schon gesehen, in welcher Weise Frankreich und Rußland sich seine Hülflosigkeit zu Nutze gemacht haben. Großbritannien hat vielleicht nicht so schnell die Vorteile der Situation begriffen und nur in einer Beziehung die Notwendigkeit anerkannt, sich von den andern nicht überholen zu lassen. Wir hatten es aus verschiedenen Gründen unterlassen, auf unserem Recht des Maschinenimportes zu bestehen, als jedoch durch den Vertrag von Shimonoseki dies Recht auch den Japanern, die es bald genug hätten inkraft treten lassen, zugesichert wurde, da verlangte die englische Gesandtschaft in Peking das sofortige Erlassen von Instruktionen an die chinesischen Zollbehörden zur Räumung aller Hindernisse, die sie bisher dem Import britischer Maschinen in den Weg gelegt hatten und vor einigen Monaten wurden zum ersten Male englische Maschinen in Shanghai zugelassen, ohne daß Einspruch erhoben worden wäre. Schon sind am Flußufer große einheimische Baumwollen- und Seidenspinnereien erfolgreich in Betrieb, trotz des lähmenden Einflusses der Mandarine, deren Eigentum sie sind; ihre hohen Schornsteine scheinen schon der zukünftigen industriellen Metropole Ostasiens die Stelle anzuweisen und da sie die Vorzüge von Manchester und Liverpool mit der inländischen Produktion der Rohmaterialien, deren ihre Fabriken bedürfen, vereinen, werden sie gewiß eines Tages mit ihren abendländischen Vorbildern konkurrieren, wenn sie sie nicht gar überholen. Dieser Tag dürfte nicht einmal fern sein, denn, um die chinesische Arbeit anzuspornen, fehlte es bisher nur an ausländischem Kapital

und an ausländischer Verwaltung, die jetzt, wo die Schranken und Hindernisse der chinesischen Beamtenschaft fallen, nicht mehr ausbleiben werden. Bleibt England sich selbst und seinen Traditionen treu, so wird es seinen rechtmäßigen Teil dazu beitragen und auch entsprechenden Lohn ernten. Eine große Baumwollenspinnerei, die schon im Bau, ist das erste Resultat englischer Unternehmen und ihr über allen Zweifel gesicherter Erfolg soll eine Zeit beispielloser industrieller Regsamkeit einleiten. Denn selbst in einem Lande wie China wirkt der Thätigkeitstrieb ansteckend, wenn er nicht durch den Widerstand der Beamten gehemmt wird; aber inanbetracht des Druckes, den die Mächte sich wohl nicht mehr scheuen werden, sowohl bei der Zentralbehörde, wie bei den Provinzialregierungssitzen auszuüben, muß dieser Widerstand allmählich nachlassen, wie denn auch die gesamte chinesische Widerstandskraft sich während der letzten Monate abzuschwächen schien. Es gehen Gerüchte um, die chinesische Regierung habe beschlossen, den Bau eines Eisenbahnnetzes zu beginnen; ist dies Gerücht nun begründet oder nicht, es steht fest, daß, wenn China sich seine Eisenbahnen nicht selbst baut, es erleben wird, daß trotz allen Widerstrebens Andere sie ihm bauen werden.

Mit Zunahme der einheimischen Industrie, mit entsprechenden Verkehrsmitteln und mit vertragsmäßigem Schutz gegen die inländischen Transportförderungen, muß sich ja der ausländische Handel erweitern, und wenn auch wohl kaum mit derselben Schnelligkeit, wie in Japan, so doch mit vielleicht noch mehr Aussicht auf Dauer und Intensität. Denn, wenn Japan von Natur reich ist, China ist noch reicher, und wenn der durchschnittliche Wert der fremden Importwaaren, die jeder Japaner jetzt konsumiert, sich auf fast 3 £. pro Kopf beläuft, so kann doch ein

Durchschnittskonsum von fast 6 per.ce pro Kopf in China nur einen Bruchteil des kräftigen Kaufvermögens eines Landes repräsentieren, das mit schier unerschöpflichen natürlichen Reichtümern ausgestattet ist. China ist heute noch für die Möglichkeiten ausländischen Handels und Gewerbes jungfräulicher Boden, dessen äußersten Zipfel wir erst an der Oberfläche zu bearbeiten begonnen haben. Und trotzdem bringt es uns schon eine Ernte im Wert von fast £ 30000000 ein. Es übersteigt „die Träume der Habsucht" auszudenken, was dieser Boden einbringen wird, wenn wir erst leichten und sicheren Zutritt zu dem ganzen Gebiet erlangt und es auf moderne Weise entwickelt und verbessert haben werden.

Jedenfalls ist es ein Feld, das der Mühe und des Kampfes wert ist, und wollen wir unsere dortige Stellung nicht bloß erhalten, sondern befestigen und vergrößern, so werden wir es nicht ohne Kampf thun können. Die Zeiten unserer unbeanstandeten, industriellen Oberherrschaft, wo der Handel der ganzen Welt, wie einem unabänderlichen Naturgesetz folgend, zu England zu gravitieren schien, sind vorüber. Sowohl in unseren europäischen Nachbarn wie auch im fernen Osten sind uns eifrige Konkurrenten erwachsen. Doch gerade aus dieser Konkurrenz ersteht eine entschädigende Zunahme des ganzen Handelsumfanges und solange unser industrieller Unternehmungsgeist, solange die nationale Kraft, die ihn stützen muß, nicht nachläßt, haben wir keinen Anlaß zu verzagen. Kein Volk ist besser ausgerüstet, als wir, um einen Teil des Überflusses an materiellem Vorteil, der dem Welthandel durch die industrielle und kommerzielle Entwickelung des chinesischen Reiches zufallen muß, eines Reiches, dessen Bevölkerung fast ein Fünftel der Zahl ausmacht, auf die

die Bevölkerung der ganzen Welt geschätzt wird. Die englische Sprache ist die herrschende, als das einzige Verkehrsmittel der Völker des Westens und des fernen Ostens; England hat zuerst die Schranken der chinesischen Unduldsamkeit gebrochen, es hat mehr als 60 pCt. des ganzen Frachtverkehrs zu Wasser in der Hand. In allen Handelszentren Ostasiens hat der englische Handel am frühesten, am tiefsten und am festesten Wurzel geschlagen. Wir sind dort thatsächlich die „beatis possidentes". Wir müssen deshalb nicht nur darauf achten, daß wir weder mit Gewalt, noch durch feinere Mittel vertrieben werden, sondern auch unsere Interessen in einem Staat, dessen stets zunehmender Wert schon jetzt unschätzbar ist, für die Zukunft sicher stellen. Diese Interessen sind im Allgemeinen die der Gemeinschaft eines Reiches, das wie das britische auf Handel und Gewerbe erbaut ist und im Einzelnen sind sie die jedes Arbeiters, für dessen Absatz wir die ausländischen Märkte behaupten und vermehren müssen. Nirgends in der Welt ist kommerzielle Macht so unmittelbar durch politische Macht bedingt, wie in Ostasien und deshalb müßte die britische Verwaltung auch gerade dort in besonderem Maße auf die Unterstützung des britischen Volkes, zum Zweck der Erhaltung seiner politischen und damit auch seiner kommerziellen Stellung, rechnen können.

Vierzehntes Kapitel.

Die Mängel der bisherigen Politik Englands in Ostasien.

Die kritische Phase, in die die ostasiatische Frage jetzt eingetreten ist, verlangt die Anspannung der tüchtigsten Kräfte der englischen Staatskunst, und glücklicherweise befindet sich die englische Regierung in der Lage, sie energisch und mit Erfolg in die Hand zu nehmen, da eine überwältigende, direkt aus der Wahlurne hervorgegangene Parlamentsmajorität ihr ein verhältnismäßig langes und ungestörtes Wirken zu sichern scheint. Während der Dauer des jetzigen Parlaments wird es bei Lord Salisbury und seinen Kollegen stehen, zu bestimmen, ob im fernen Osten der Lauf der Ereignisse auf die Sicherstellung der Interessen unseres Reiches — seien diese nun aktuell oder zukünftig, politisch oder kommerziell — gerichtet werden soll, oder ob, wie es bisher nur zu oft der Fall gewesen ist, diese Interessen unerwarteten Zufälligkeiten entgegentreiben sollen. Englands Stellung in Ostasien muß durch individuelle Unternehmen, die sie ja auch begründet haben, erhalten werden, und nichts würde das allgemeine Vertrauen, die Grundlage aller individuellen Unternehmen, mehr festigen, als irgend ein Beweis der Regierung, daß sie eine klare, verständliche und durchdachte Politik, die sie gewillt ist, mit unbeugsamer Energie durchzuführen, verfolgt.

Es wäre anmaßend, dieser Politik — die durch unsere anderweitigen Beziehungen zu den Mächten, deren

mehr oder weniger freundschaftliche Konkurrenz uns in Ostasien gegenübersteht, bedingt wird — den Weg weisen zu wollen.

Aber trotzdem wäre es vielleicht nicht unangebracht, auf einige Punkte hinzuweisen, die sich dem unbefangenen Beobachter an Ort und Stelle aufdrängen. Die Idee, daß China in seiner jetzigen Beschaffenheit ein wertvoller Bundesnosse sein kann, oder daß seine Freundschaft durch versöhnliches, nachgiebiges Entgegenkommen gewonnen werde, ist hoffentlich durch die Ereignisse des letzten Jahres vollkommen in die Luft gesprengt worden. Es muß China selbst überlassen werden, durch seine Thaten die Frage zu beantworten, ob seine Erhaltung, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft für Groß-Britannien von Interesse sein wird. Ist seine Hülflosigkeit derart, daß es jeden Augenblick die Drahtpuppe anderer Mächte zu werden droht, die es zur Benachteiligung unserer Interessen ausnutzen würden, unternimmt es keine Schritte, um den innerlichen Verfall, der schließlich vollkommenen Zusammenbruch beim ersten Druck von außen bewirken muß, aufzuhalten, so kann von uns kaum erwartet werden, daß wir die rein nominelle Unabhängigkeit und Unantastbarkeit eines Reiches zu erhalten wünschen, das sich überlebt hat. Eine so außerordentlich konservative und an der Erhaltung des Friedens so sehr interessierte Macht, wie England, kann natürlich nicht den Wunsch hegen, eine Auflösung zu beschleunigen, die so viele Möglichkeiten internationaler Konflikte bietet. Ist deshalb noch ein Funke von Lebenskraft in dem chinesischen Reich, so sollten wir diese letzte Gelegenheit, seine unsichere Lebensfrist noch etwas zu verlängern, nicht vorbeigehen lassen. Einige einflußreiche Pekinger Beamte erkennen schon in mehr oder weniger un-

reifer Weise an, daß China für die Reorganisation seines Heeres und seiner Flotte, für die Konsolidierung seines finanziellen Kredits und für die Entwicklung einiger seiner Quellen, die Hülfe der Europäer in Anspruch nehmen muß; auch sehen sie ein, daß, wenn Kaptain Lang in chinesischen Diensten geblieben wäre und man seine Ratschläge befolgt hätte, die chinesischen Panzerschiffe vielleicht nicht so weit heruntergekommen wären, im Hafen vergeblich Schutz zu suchen vor der ihnen an Mut, Geschick und Disziplin überlegenen, japanischen Flotte. Hat China wenigstens soviel von dem Kriege gelernt, so ist es klar, daß die Reorganisation seiner Flotte keiner anderen Macht als England zufallen darf und daß jeder englische Offizier, der sich dieser Sache widmet, volle Garantie zur Ausübung unumschränkter Administrativ- und Exekutiv-Gewalt haben muß, ohne die die elementarsten Bedingungen der Disziplin und der Wirksamkeit ihm nicht gesichert sein können. Die Vereinbarung, daß eine gewisse Anzahl Chinesen in russischen Militärschulen ausgebildet und der russischen Armee eingefügt werden sollen, deutet an, daß Rußland bereit ist, das Werk der Reorganisation des chinesischen Landheeres, soweit es seinen Zwecken dienlich ist, zu übernehmen. Solange aber die Behörden in Peking nicht den Willen und die Macht haben, die Heeresverwaltung zu zentralisieren, solange werden diese Vereinbarungen wahrscheinlich nur die Truppen der Stammprovinzen in der Nähe der Hauptstadt betreffen, und die Vizekönige der abgelegenen Provinzen werden wie bisher fortfahren, ihren eigenen Ideen gemäß zu handeln, — wie Tschang-Tschih-Tung in Nanking, der auf eigene Hand militärische Instruktoren aus Deutschland kommen läßt — die bei weitem größere Mehrzahl wird allerdings überhaupt nichts thun. Als ich die

Finanzverhältnisse von China besprach, wies ich schon darauf hin, daß es, um die zur Tilgung der Kriegsschulden erforderliche Elastizität seiner Einkünfte zu sichern, wahrscheinlich gezwungen sein würde, die Einziehung noch anderer Einkünfte einer zuverlässigen, europäischen Verwaltung zu übertragen, ähnlich der unter der Leitung von Sir Robert Hart stehenden Verwaltung der kaiserlichen Marinezölle. Bei der Bildung einer neuen Verwaltung nach diesem Muster, oder bei der Ausdehnung der Administration von Sir Robert Hart berechtigen uns die überwiegenden britischen Handels- und Schifffahrtsinteressen, die thatsächlich 15 Prozent der Gesamteinkünfte des chinesischen Reiches ausmachen, zu vollster Anteilnahme. Vergangene oder zukünftige französisch-russische Anleihen dürfen nicht mehr als ein Vorwand gelten, um den britischen Einfluß von der Verwaltung der Einkünfte auszuschließen, die zum großen Teil durch britische Unternehmen geschaffen, entwickelt und erhalten werden. Ja, sollte die nächste chinesische Anleihe in London und Berlin auf die Garantie der kaiserlichen Marinezölle aufgenommen werden, so werden wir unsere Kontrolle jener Einkünfte in Anbetracht der ersten Hypothek Rußlands und Frankreichs eher verschärfen als nachlassen müssen. Inhaber von zweiten Hypotheken sind naturgemäß mehr daran interessiert, als die der ersten, daß die ihnen beiden nacheinander eingeräumte Sicherheit möglichst aufrecht erhalten und entwickelt werde. Kaum weniger wichtig ist es, daß England betreffs Eisenbahnbauten, Bergwerks- oder industrieller Unternehmen und aller anderen Maßregeln, die die Entwicklung der unschätzbaren natürlichen Quellen Chinas fördern können, energisch jeden Versuch zurückweise, der darauf gerichtet ist, die Vertragsbestimmungen, die ihm

das Recht der Meistbegünstigung sichern, anzugreifen. Abgesehen von dem rechtmäßigen Vorteil, den das britische Kapital und die britische Industrie von der Teilnahme an diesen Unternehmen zu erwarten berechtigt sind, würde die ausschließliche Kontrolle der Eisenbahnen und der Kohlenlager von China durch andere Mächte in der Zukunft sehr ernste Folgen in militärischer wie kommerzieller Beziehung nach sich ziehen.

China hat sich bestrebt, uns zu beweisen, daß wir berechtigt sind, es ohne Furcht oder Gunst zu behandeln. Es hat freiwillig der sehr einseitigen Freundschaft, die wir ihm entgegenbrachten, den Rücken gekehrt, als es im Juni vorigen Jahres durch die Konvention von Tongking an Frankreich Gebiete abzutreten versucht hat (ob sie es wirklich ausführt oder nicht, kommt hier nicht in Betracht), die es sich vor kaum einem Jahre feierlich verpflichtet hatte, nie ohne Englands Einwilligung einer dritten Macht zu übertragen. War die Handlungsweise der französischen Diplomatie in dieser Sache unfreundlich, so war die der chinesischen Regierung ein offenkundiges Verletzen unserer Vertragsrechte, für das wir vollwichtige Entschädigung zu verlangen berechtigt sind. Die britische Regierung beabsichtigt, sich sofort wieder in Besitz wenigstens einiger der birmesischen Kolonien zu setzen, die durch die englisch-chinesische Konvention des Jahres 1894 China anvertraut worden sind; sie wäre gewiß berechtigt, die Konvention überhaupt durch diese Verletzung ihrer Grundbestimmung für annulliert zu erklären. Aber außerdem sind noch inbetreff der Grenzregulierung im oberen Thale des Irawadi, der Verteidigung unserer festländischen Stellungen, Hongkong gegenüber, der Erschließung des westlichen Flusses bei Kwang-tung und anderer für den britischen Handel wich-

tiger Gebiete, manche Fragen, die der Erledigung harren; wir werden aber weder die Feindschaft der Chinesen gegen uns vermindern, noch auch ihnen den heilsamen Respekt vor uns, den sie, wie es scheint, verloren haben, wieder einflößen, wenn wir den passiven Widerstand dulden, der das Alpha und Omega ihrer Staatskunst ist. China haßt alle fremden Mächte, aber einige von ihnen fürchtet es und andere verachtet es. Wenn wir dauernd diesen letzteren angehören, können wir weder erwarten, unsere eigenen Interessen zu schützen, noch auch China, zu seinem eigenen Besten, zu zwingen, die schlummernden Kräfte zu entfalten, die es etwa noch besitzt. Man kann nur mit Genugthuung wahrnehmen, daß in dieser Hinsicht die Lage in Peking sich schon etwas zu bessern scheint, und daß Sir Nicholas O'Conor während der letzten Monate seines amtlichen Aufenthaltes in Peking mehr als einmal Gelegenheit gehabt hat, die Chinesen zu lehren, daß England doch noch nicht als „quantité négligeable" zu behandeln sei. Auch darf es China nicht gestattet werden, zu vergessen, daß, wenn Andere ein Anrecht auf seine „Erkenntlichkeit" haben, durch ihre Intervention zu seinen Gunsten nach dem Kriege, wir ein ebenso gutes Anrecht darauf haben durch unsere Intervention, die die Feindseligkeiten während der Dauer des Krieges lokalisierte. Blieben Shanghai und Canton und die anderen Häfen von Zentral- und Süd-China von der japanischen Flotte verschont, so war das nur eine Folge unserer freundschaftlichen, aber bestimmten Vorstellungen in Tokio.

Wir haben es aber nicht nur mit China zu thun, auch Frankreich und Rußland erscheinen im Hintergrunde. Es mag sein, daß die Politik Rußlands nicht durch wohlerwogene Feindseligkeiten gegen Groß-Britannien geleitet

wird, nur insofern vielleicht, als wir seiner Ansicht nach unseren Einfluß geltend machen, um es zu verhindern, jenen Zutritt zum offenen Meer zu erlangen, den es von der Küste des Mittelländischen Meeres zu der des Stillen Ozeans bisher vergeblich gesucht hat. Mittelbar oder unmittelbar haben wir ihm in der Levante und in Indien den Weg versperrt; als es sich nach beiden Richtungen hin am Vorgehen verhindert sah, hat es sich mit aller Kraft auf Ostasien geworfen. Wir sind noch im Unklaren über die genauen Bestimmungen der heimlichen Abmachung, zur Zeit der französisch-russischen Anleihe. Wir haben aber Grund genug anzunehmen, daß damals eine derartige Abmachung stattgefunden hat, und daß, trotz geschickter Dementis, durch ihre Bestimmungen den Russen das Recht zugestanden wird, Port Arthur als Schiffs- und Kohlenstation für ihre Flotte zu benutzen, daß sie ferner ihre trans-sibirische Bahn nicht nur durch die Mandschurei anlegen dürfen, sondern sie auch mit einem noch näher zu bestimmenden eisfreien Hafen, vielleicht Port Arthur, am Golf von Petschili oder von Leao-tong, zu verbinden. Vorläufig, vielleicht als ein Pfand der späteren Erfüllung derartiger Versprechungen, scheint Rußland sich im Golf von San-Kau einzurichten, das eine ebenso bequeme wie wichtige strategische Position, im Süden des Golfes von Petschili, an der äußersten Spitze der Schan-Tung-Halbinsel gelegen ist. Die Mandschurei ist natürlich, soweit China inbetracht kommt, ganz der Gnade Rußlands anheimgegeben und ist erst die Leao-tong-Halbinsel zurückerstattet worden, dann ist China nur ein Pächter, der noch von der Macht geduldet wird, die die Japaner vertrieben hat. Ob sich nicht in einem so weiten Felde die Erfüllung des natürlichen Strebens Rußlands fände: einen, das ganze

Jahr offenen Hafen zu besitzen, ohne die Zerstückelung des chinesischen Reiches und die allgemeine darauf folgende Verwirrung zu beschleunigen oder das Gleichgewicht der Macht zu Ungunsten Anderer zu verschieben, läßt sich nicht sagen, bis Rußland nicht freimütig seine Forderungen ausspricht. In dieser Hinsicht scheint, von unserem Standpunkt aus, viel darauf anzukommen, in wieweit es beabsichtigt, seine Politik in Ostasien mit der Frankreichs zu indentifizieren. Ist es doch leider schwer zu glauben, daß Frankreich nicht entschlossen ist, dort und auch anderwärts, eine England feindliche Politik zu betreiben. Keine andere Annahme ermöglicht eine Erklärung der schroffen Ablehnung des französischen Gesandten in China, dem Tsung-li-Yamên Zeit zu lassen, auch nur den Protest Englands, gegen die beabsichtigte Abtretung eines Teiles der Provinz Kiang-hung an Frankreich vor Unterzeichnung der Konvention vom 20. Juni zu beachten. Auch haben weder die Organe der französischen Kolonialausbreitung, noch auch verantwortlichere Blätter einen Augenblick gezögert, die Konvention von Tongking nur als eine Einführung der Politik zu bezeichnen, die die französische Trikolore das Thal des Mekong hinauf nach Yun-nan und Szu-tschuan tragen und schließlich einen französischen Keil zwischen Britisch Birma und das Thal des Yang-tze-kiang, das natürliche Bollwerk britischen Einflusses in China, treiben soll. Das Vorgehen Frankreichs von Süden her würde dem Rußlands von Norden her entgegenarbeiten und England von den beiden hinausgedrängt werden.

Einer solchen Politik könnte Großbritannien nie zustimmen, ohne seine Stellung im fernen Osten aufzugeben. Denn wenn es einen Teil von China giebt, mit dem unser Handel uns enger verknüpft, als mit einem anderen, so

ist es das Thal des mächtigen Flusses, der von der Grenze unserer birmesischen Besitzungen herabkommt und dicht bei Shanghai, dem größten britischen Handelsplatz in Ostasien, in das gelbe Meer mündet. Nichts würde eher vielleicht vorhandene Pläne einer Beschleunigung der Zerstückelung des chinesischen Reiches aufhalten und auch China selbst etwas mehr Rückhalt geben, als wenn wir es deutlich zu verstehen geben, daß wir unter keinen Umständen dulden würden, daß das Thal des Yang-tze-kiang einer anderen Macht unterstellt würde.

Es ist sehr zu bedauern, daß, während Rußland keine Gelegenheit versäumt hat, seine Beziehungen zu den mongolischen und mandschurischen Provinzen, die an seiner sibirischen Grenze liegen, inniger zu gestalten, wir nur wenig gethan haben, um die chinesischen Provinzen Yun-nan und Szu-tschuan mit unseren birmesischen Besitzungen in nähere Verbindung zu bringen. Erst während der letzten Monate ist eine endgültige Verbindung unseres birmesischen Telegraphensystems in Bhamo mit der chinesischen Station Tal-i-fu eingerichtet worden. Rußland dagegen hat sich schon durch eine im August 1892 abgeschlossene Konvention eine doppelte Verbindung der chinesischen Telegraphenlinien mit seinen Stationen in der Provinz Amur, verschafft, eine Linie zwischen Ninguta und Wladiwostock, die andere zwischen Tsitsich und Blagovestchensk und legt außerdem noch eine Linie an zwischen Peking und Kiakhta über Kalgan Urga und Maimotchin. Ein weiterer Anschluß steht noch mehr im Westen unmittelbar bevor, denn die chinesische Linie, die schon bis Su-schäu in der Provinz Kan-su geht, soll durch die Dsungarei nach Semipolatinsk geführt werden. Es liegt auf der Hand, daß Rußland auch ohne die Einwilligung von China darauf bestehen

wird, seine transsibirische Bahn auf der ihm am meisten zusagenden Linie zu führen und sich einen am offenen Meere belegenen Hafen sichern wird, der nicht die Nachteile von Wladiwostock hat. Gewisse Anzeichen lassen sogar schon jetzt darauf schließen, daß sobald die große transasiatische Linie im Norden vollendet ist, es ihre Aufmerksamkeit der Verlängerung seiner südlichen Linie nach Osten zuwenden wird, die von ihrem jetzigen Endpunkt Taschkent leicht nach Kuldja und von dort entweder durch die Mongolei nach Peking oder in nördlicher Richtung nach dem oberen Thale des Jenisei geführt werden könnte.

Und was hat England inzwischen gethan? Es hat jahrelang die Vorzüge der verschiedenen Linien, um von Birma aus sich dem Südwesten von China zu nähern, gegeneinander abgewogen, nachdem es schließlich die unüberwindlichen Hindernisse, die der, von der indischen Regierung bevorzugten Linie von Bhamo nach Tal-i-fu im Wege stehen, anerkannt hat, hat es sich entschlossen nicht den, nach jeder Hinsicht technisch wie politisch für eine große Güterbeförderungslinie geeigneten Weg, von Moulmain durch das Salwên-Thal und Kiangkheng nach Szumao einzuschlagen, sondern eine kleine Zweigbahn von Mandalery durch Theebaw nach der Kunlon-Fähre am Salween und von da nach Mungting an der chinesischen Grenze zu bauen und eine zweite von Mandaloy das Thal des Irawadi hinauf nach Mogaung, von wo aus Wegverbindung nach Tal-i-fu und Yun-nan-fu eingerichtet werden müßte, laufen zu lassen. Diese beiden Linien werden sich zweifellos nützlich erweisen, aber wir halten sie doch eher für Provisorien, als für die genügende Lösung einer Frage, die sich seit Jahren immer wieder den verschiedenen Kabinetten aufdrängt. Denn es kann doch

z. B. nicht einen Augenblick zweifelhaft erscheinen, daß wenn der Bau der Bahn von Moulmein über Kiang-kheng nach Szu-mao schon vor 10 Jahren in die Hand genommen worden wäre, die Schwierigkeiten, die sich kürzlich inbetreff des oberen Thales des Mekong zwischen uns und den Franzosen erhoben haben, nie entstanden wären. Heute fechten die Franzosen unser Recht auf einen Teil des Gebietes, das jene Linie durchschnitten haben würde, an, einen anderen Teil davon haben sie den Chinesen abgerungen; auch richten sie in Szumao, wo wir noch keine Vertretung haben, ein Konsulat ein. Frankreich hat sich für die Hebung der Mineralschätze von Yun-nan und für den Bau von Eisenbahnen Erleichterungen zu verschaffen gewußt, die ihm den Weg zur politischen Absorption jener Gebiete ebnen werden und schon befinden sich zwei einflußreiche französische Missionen auf der Reise, um an Ort und Stelle das Gebiet zu studieren, wo Frankreich sich neuerdings ausbreiten kann.

Dieselbe leidige Zeitversäumnis ist inbezug auf eine andere Frage beobachtet worden, die der britischen Regierung noch öfter und noch dringlicher vor Augen getreten ist, nämlich die der Anstellung von Handelsattachés in Ostasien. Während seit Jahren jeder öffentliche oder Privatbericht auf die Gefahren hinweist, die dem britischen Handel und Gewerbe durch die zunehmende Heftigkeit der europäischen Konkurrenz, wie auch durch das Wachstum der einheimischen Industrien drohen, hat die britische Regierung keinerlei Schritte gethan, und diese Frage nicht einmal dem Urteil Sachverständiger unterworfen, trotzdem anerkannt wird, daß die gewöhnliche Vertretung ungenügend ist. Die Konsulatsbeamten können mit dem größten Interesse, mit Scharfsicht und Intelligenz, alles den britischen

Handel und Industrie betreffende verfolgen, aber es liegt in der Natur der Sache, daß ihre Sachkenntnis und Erfahrung beschränkt sind. Der diplomatische Stab der Botschaften, die auch in China und in Japan zu schwach bemannt sind, hat weder die Zeit noch auch die besonderen Qualifikationen, um in gründlicher und umfassender Weise das zur Verfügung stehende Material zu verwerten und noch weniger dazu, selbstständige Recherchen zu unternehmen, die oft nur an Ort und Stelle erfolgreich betrieben werden können. Es ist gewiß nicht zu viel verlangt, daß in Ländern, wo unser Handel sich jetzt auf einige vierzig Millionen Pfund jährlich beläuft, ein besonderer Beamter angestellt werde, um über so bedeutende Interessen zu wachen. Unsere Beziehungen zum fernen Osten sind vor allen Dingen kommerziell, und ihre politische Bedeutung ist nur die Folge ihrer kommerziellen Bedeutung. Es ist wirklich ein öffentliches Ärgernis, daß unseren Diplomaten die Hülfe von Beamten verweigert wird, die befähigt wären ihnen verantwortlichen Rat über die Angelegenheiten zu erteilen, die ihre Politik beeinflussen und leiten müssen, und das noch dazu zu einer Zeit, wo jede andere Regierung ihren politischen Einfluß aufs Äußerste anstrengt zur Förderung ihrer kommerziellen Interessen. Es ist weder nötig noch wünschenswert, daß die Diplomaten, die Agenten und Kundenwerber alle Kontrakte und Bestellungen wünschen, Handlungsreisende werden, aber es ist unumgänglich nötig, daß ihnen technische Ratgeber für den rechtmäßigen Schutz und die Förderung von Handel und Gewerbe zur Seite stehen.

Kaum weniger bedauerlich ist der Mangel dieses technischen Rates auf dem Gebiete der Militär- und Flottenangelegenheiten gewesen. Wären die britischen Gesandt-

schaften in China und Japan durch Sachverständige von dem wahren Stand der Rüstungen in beiden Ländern auf dem laufenden erhalten gewesen, so wäre England vielleicht die Überraschung und Verlegenheit, die der unerwartete Zusammenbruch des Widerstandes Chinas veranlaßte, erspart geblieben. Unsere Niederlassungen in Hongkong und Singapore sollten doch die Errichtung einer genügenden Auskunftstelle am Ort selbst erleichtern, wenn finanzielle Bedenken die Anstellung von Militär- und Marineattachés ausschließen. Es wäre ebenfalls wünschenswert, daß in Zukunft die britische Flotte in den chinesischen Gewässern auf einer Stärke erhalten bleibt, die genügt, um ihre Übermacht nicht, wie es während der am meisten kritischen Zeit des Jahres 1895 geschah, von der Spekulation auf die qualitative Übermacht eines bestimmten englischen Schiffes vor der quantitativen Übermacht der russischen Kriegsschiffe abhängig macht.

Wollen wir unsere Stellung in Ostasien behaupten, so müssen wir uns allein auf uns selbst verlassen. Es giebt freilich noch Mächte, auf deren Mitwirkung wir zu hoffen berechtigt wären, wenn von anderer Seite her gewaltthätige Versuche gemacht werden sollten, um einen übergroßen Teil des Riesenfeldes, das sich jetzt allen Unternehmungen erschließt, zu monopolisieren. Die Vereinigten Staaten z. B. haben größere und direktere Interessen im fernen Osten, als irgendwo sonst außerhalb des amerikanischen Continents, und man kann sich kaum vorstellen, unter welchen Umständen diese Interessen mit denen Englands in Konflikt kommen könnten.

In Ostasien könnte am besten die Grundlage jener intimen Beziehungen gelegt werden, die jeder weitsichtige Staatsmann diesseits und jenseits des Atlan-

tischen Ozeans zwischen den beiden großen Zweigen des angelsächsischen Stammes zu fördern bestrebt sein muß. Auch die Interessen Deutschlands sollten trotz des heißen kommerziellen Wettkampfes auf die Dauer den unseren nicht entgegenstehen, denn was Deutschland erstrebt, ist das, was der englische Einfluß von je her überall zu erreichen bemüht gewesen ist, nämlich offene Märkte und Spielraum für kommerzielle und industrielle Bethätigung. Auch der Wunsch Deutschlands, eine Kohlenstation an der chinesischen Küste zu erwerben, die seiner Flotte als Stützpunkt dienen könnte, wenn sie in den ostasiatischen Gewässern durch eine unerwartete Kriegserklärung überrascht werden sollte, kann nicht schlechtweg unvernünftig genannt werden, solange es bei dessen Erfüllung den britischen Interessen und Vertragsrechten gebührende Achtung entgegen bringt. Es ist auch nicht der leiseste Grund vorhanden, weshalb wir es ihm dauernd nachtragen sollten, daß es sich Rußland und Frankreich bei ihrer Intervention zu Gunsten Chinas anschloß, während wir es vorzogen, davon abzustehen. Es kann an der Aufrichtigkeit seines damals geäußerten Wunsches, England möge denselben Weg einschlagen, nicht gezweifelt werden; es lag in unserer Weigerung ebenso wenig Feindseligkeit gegen Deutschland, wie in dessen Festhalten an seinem Entschluß Feindseligkeit gegen uns und insofern Deutschland zweifellos seine etwas widerstrebenden Genossen mäßigend beeinflußte, haben wir gewiß keinen Grund, seinen Entschluß zu bedauern.

Ich habe schon gezeigt, daß viele Umstände eine engere Annäherung Englands und Japans befürworten, aber obwohl die Interessen beider Länder gemeinschaftliches Handeln zu erheischen scheinen, dürfen sie nicht ganz identifiziert werden. Manche sind der Ansicht, daß Japan

der Versuchung, sich mit Rußland über die Teilung Chinas zu verständigen, nicht wird widerstehen können. Jedenfalls ist es auffallend, daß wenige Monate nachdem Japan gewarnt worden, daß seine Anwesenheit auf der Leao-tong-Halbinsel eine Bedrohung des chinesischen Reiches sei, die nicht geduldet werden würde und noch ehe es sich von da zurückgezogen hatte, das für auswärtige Angelegenheiten verantwortungsvollste französische Blatt Japan öffentlich aufforderte, „als natürlicher Miterbe des chinesischen Reiches" sich mit Rußland zu verständigen „über die Teilung der Erbschaft des kranken Mannes", die ja bald angetreten werden könnte. Ob die japanischen Staatsmänner derartigen cynischen Vorschlägen Gehör schenken, wird schließlich zum großen Teil von dem Vertrauen abhängen, das sie in die Freundschaft Englands zu setzen sich berechtigt fühlen werden.

Die Politik, die Rußland und Frankreich inzwischen so eigenmächtig in Peking durchgeführt haben, erregt in England berechtigte Besorgnis, da sie bisher eine starke Neigung, unsere traditionellen Rechte und unsere Stellung zu ignorieren, kund gegeben hat. Auf einem so weiten Felde sollte es doch wohl möglich sein, daß jede Macht genügenden Raum zur Entfaltung ihrer Thätigkeit fände, ohne den der Nachbarn unrechtmäßig zu schmälern. Leider scheint die augenblicklich in Frankreich herrschende Stimmung den französischen Politikern das Prinzip zu empfehlen, lieber, wo nur irgend möglich, gegen die englischen Interessen einen wirklichen oder imaginären Schlag zu führen, als ihre eigenen Interessen zu fördern. Diese Stimmung erschwert begreiflicherweise etwas den Verkehr, aber trotzdem ist kein genügender Grund zu der Annahme vorhanden, daß Rußland sich dieser

Politik endgültig anschließe. England und Rußland sind doch schließlich die beiden großen asiatischen Reiche, und wenn es ihnen gelungen ist, ihre Differenzen in Centralasien freundschaftlich beizulegen, so dürfte ihnen das auch in Ost-Asien durch dieselbe Freimütigkeit und Selbstbeherrschung gelingen. Ist doch „Leben und Lebenlassen" das einzige Prinzip, das den Kampf um Afrika ablenken und Europa vor blutigen Konflikten bewahren konnte, und steht der Kampf um den fernen Osten nahe bevor oder läßt er sich noch hinausschieben, die Befolgung desselben Prinzips kann allein eine friedliche Lösung der ostasiatischen Frage bringen. Groß-Britanien muß aber auf alle Eventualitäten gefaßt sein. Es kann sich nicht für die Verteidigung seiner scharf umrissenen Rechte und seiner wesentlichen Interessen auf die Zufälligkeiten zweifelhafter Bündnisse und Abmachungen verlassen, und es kann noch weniger daran denken sie aufzugeben, ohne den ganzen Bau politischer Macht und kommerzieller Unternehmungen, auf dem sein Weltreich steht, bis in die Grundfesten zu erschüttern.



Druck von A. Seydel & Cie., Berlin C., Neue Friedrichstraße 48.

Der Goldbergbau

in

Sibirien.

Von

M. W. Gribajsowy,
Ingenieur der Bergwerks-Verwaltung in Tomsk.

Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin NW. 7
Unter den Linden Nr. 61.

General-Register

für

deutsche Industrie und Gewerbe.

Organ

des deutschen Ausfuhrhandels.

Erscheint monatlich.

Preis Mk. 6,— jährlich.

Probe-Nummern gratis und franco.





A. Seydel & Cie., Berlin C., Neue Friedrichstr. 48.



